

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Belehrende und unterhaltende Geschichten]

[urn:nbn:de:bsz:31-309756](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-309756)

## Der Teufel auf der Wengernalp.

So fröhlich, wie im Sommer 1816, war seit einem Vierteljahrhundert das Aelsplerfest in Unspunnen nicht mehr gefeiert worden. Die geübtesten Kämpen des Berner Alpengebietes hatten sich zum Schwinget zusammengefunden, und der frischen, prächtig gestalteten Mädchen gab es unter der Zuschauer-schaar genug um den Wettkampf mit einem vaterländischen Reigen schließen zu können. Auch Fremde hatte der Ruf des Unspunner Festes herbeigeloht, darunter sogar einzelne Engländer, obwohl diese zu jener Zeit die Schweizeralpen noch lange nicht in so großer Zahl durchschwärmten, wie heutzutage. Unter ihnen aber zeichnete sich Einer durch auffallende Schönheit des Wuchses und eigenthümlichen Geistesreichtum der Gesichtszüge aus. Schwarzlockiges Haar umflatterte das blasse, feine Oval seines Angesichtes, welches, obwohl er nahezu dreißig Jahre alt schien, noch keine Spur von Bartwuchs zeigte. Hochaufgerichtet stand er neben dem stämmigen Führer, der ihn hergeleitet hatte, indes seine blauen Augen den Bewegungen der Schwinger mit Spannung folgten und, so oft Einer kunstgerecht geworfen ward, aufstammten wie Wetterleuchten unter den dunklen Brauen. Sonst lag ein aus Wehmuth und verbissenem Grimm gemischter Ausdruck auf der hohen wachsblassen Stirn und um den wohlgeformten Mund. Auf einmal aber wandten sich die blauen Augen von den Kämpfern ab, um mit der Gluth verzehrender Leidenschaft auf einem ganz andern Gegenstande zu haften, und siehe, diese von Geistesgewalt besetzten Blicke trafen wie Pfeile, sie trafen ein braunes Augenpaar, welches dem reizendsten Mädchen gehörte, und bannten es an sich, daß kein verschämtes Niederschlagen der Wimpern gelingen wollte, das Herz ungestüm zu klopfen begann, das schwärmerische Gesichtchen bald hoch erglühte, bald tief erbläute. Ach diese dämonischen Augen! In Diamanten strahlende Damen haben oft genug geseufzt: „Diese Augen sind mein Schicksal!“ Wie hätte denn das schlichte Kind der Natur, solchem Zauber zu widerstehen vermocht! —

Als der Tanz begann, klopfte ein stinker, freundlicher Aelspler von hinten dem Mädchen auf die Schulter mit der Einladung:

„Nun, Betheli, wollen wir antreten?“

Erstrocken fuhr Betheli aus seinem Träumen auf, nahm sich aber rasch zusammen zu der freundlichen Antwort:

„Gern, Uräli, hab' dir's ja versprochen.“

Die Schalmeyen stimmten den Walzer an. Hin flogen die schmucken Paare auf dem sammetgrünen Rasen vor der ehrwürdigen Ruine der Burg Unspunnen. Betheli war vom Zauber gelöst. Doch jetzt wirbelt es mit seinem Tänzer dicht an dem geheimnißvollen Fremdling vorüber, fühlt sich abermals getroffen von den Licht, Liebe und Sehnsucht strahlenden Blicken; ein Schauer durchrieselt seine Glieder, und mit dem Seufzer: „Mir schwindelt!“ steht es zitternd still. —

Besorgt führt Uräli die Schwankende aus dem Gewühl der Tänzer heraus an einen Tisch, der voller Weinflaschen und Gläser steht.

„Ihu' Bescheid, Betheli! Sieh' da, ein kräftiger Wälscher! Der wird den Schwindel schon vertreiben.“ Betheli nippt aus dem Glase und athmet hoch auf: „Mir ist, als hätte mir Jemand was angethan.“ „Ja warum nicht gar!“ lacht der Uräli. „Meinst denn, die Hexen reiten am hellen Tage an den Unspunner Schwinget?“

„Ich weiß, was ich weiß,“ entgegnet Betheli, sich ängstlich umsehend. Zum Glück erblickt es von seinem Sitz aus den Fremden nicht vor der Menge der Umstehenden; die Furcht jedoch, seinen magischen Blicken nochmals zu begegnen, bewegt es zu der Erklärung:

„Mir ist unwohl. Ich gehe heim.“

„Da schlag' aber doch's Wetter drein!“ klagt der Urä halb zornig, halb wehmüthig. „Muß mir jetzt der Teufel so den Unspunner Tag verderben, worauf ich mich ein halb Jahr lang gefreut habe! Nur noch einen Tanz, Betheli!“ —

„Nein, ich kann nicht. Ich geh' heim.“

„So komm' ich mit dir.“

„Behüte! Wär' das ein Anstand, so mutterseelenallein mit einem Burschen etliche Stunden weit. Ich geh' mit der Bas, die hat das Korbwägelchen bei sich. Ihr Bub fährt uns bis Lauterbrunnen.“

Dabei hatte es denn sein Verbleiben, so oft und heftig der Uräli unter der schwarzeledernen Sennentkappe kragte. Die wundgeschossene Seele suchte sich dem unheimlichen Jäger zu entziehen. Der Engel der Unschuld trieb das jungfräuliche Gemüth hinweg von dem drohenden Abgrund.

Dem Dritten war die abermalige Erregung Bethelis, als dasselbe mit seinem Tänzer an ihm vorüber wirbelte, nicht entgangen, und in dem Augenblicke, wo das

n. Hin  
tgrünen  
Inspun-  
och jetzt  
heimlich  
etroffen  
Blicken;  
mit dem  
Hilf. —  
dem Ge-  
r voller

räftiger  
reiben.“  
och auf:  
ethan.“  
Meinst  
en Un-

heli, sich  
i seinem  
er Um-  
Blicken  
klärung:

lagt der  
wir jetzt  
worauf  
ur noch

rfeelen-  
it. Ich  
bei sich.

oft und  
enkappe  
ch dem  
der Un-  
eg von

ethelis,  
irbelte,  
wo das



Bejorgt führt Itressi die Schwauende aus dem Gewiß der Tänger heraus.

Paar stille stand, fragte er seinen Führer, auf dasselbe hinweisend:

„Aus welcher Ortschaft ist das hübsche Mädchen dort?“

„Das ist“ berichtete der Führer „die Tochter des Wirths auf der Wengernalp.“

„Gutes Wirthshaus?“ fragte der Fremde weiter.

„Gut, aber einfach. Hat ein einziges Fremdenzimmer zum Uebernachten, weil fast immer nur Vorüberreisende einsprechen. Die Aussicht von dort ist gar wunderbar, nur noch wenig bekannt.“

„Wohl; morgen früh führt Ihr mich auf die Wengernalp.“

„Zu dienen, Herr George!“

„Nicht Herr George, sondern Lord George!“ verbesserte der Engländer mit kaltem Stolge.

„Wartet hier auf mich.“

Damit entfernte sich der Lord aus dem Kreise der Zuschauer, um die Burgruine in Augenschein zu nehmen. Während seine schlanke, kraftvolle Gestalt rasch dahinschritt, murmelte der ihm nachblickende Führer vor sich hin:

„Was für ein kurioser Schritt mit den seltsam kurzen Füßen! Wie wenn Hühnerfüße in seinen Schuhen stecken! Meint man nicht, man höre sie in den Gelenken knacken? Und doch rennt er sogar unsereinem beim Bergsteigen stets voran. Wär's nicht so ein hübscher Herr, man sollte fast meinen, er sei der leibhaftige — Gottseibeius, auch dem Hochmuth nach, von welchem der Pfarrer sagt, er habe den Engel Satan zum Fall gebracht. Ja, ja!“ —

Während der Führer diese erbauliche Betrachtung mit einer Prise Schnupftabak aus seiner Schindeldose würzte, kletterte Lord George um die Ruine her und führte seinerseits ein anderes Selbstgespräch:

„Goddam! Herrliche Gestalten, diese Mädchen aus dem Stamme der Burgundionen! Und vollends diese Alpenblume mit ihrem noblen Profil von der Weiße des Esenbeins, mit Morgenroth überhaucht! Hinauf zu ihr, mein müdes Herz in einem neuen Traum des Glückes zu verjüngen!“

Die in aller Frühe des nächsten Morgens Aufgeborenen schenken dem Staubbach des Lauterbrunnenthals nur wenige Minuten der Betrachtung, um dann den steilen Pfad gegen die Wengernalp hinan zu steigen. Immer näher, immer höher tauchten Jungfrau, Mönch und Eiger vor den Wanderern empor; doch ihre Majestät verlor die überwältigende Macht, welche sie sonst auf Lord George ausgeübt haben würde, vor dem Erinnerungsbilde, welches seiner Phantasia

vorschwebte und ihm die Nachtruhe geraubt hatte. Fast greifbar sah sein inneres Auge vor sich die träumerischen Braunaugen, das von reichen, schwarzen Haarflechten gekrönte Antlitz, das schwarzsammtene Nieder mit den silbernen Götterketten, die sich herabschlängelten über die hochaufathmende Brust. Mochte der Führer bald auf diese, bald auf jene Partie der großartigen Aussicht erklärend hinweisen; der Lord verharrte in undurchdringlichem Schweigen, dem Führer voranschreitend, der sich zuletzt begnügen mußte, bald „rechts“, bald „links“ zu rufen. —

Endlich war das Bergwirthshaus erreicht, erbaut aus gebräuntem Holze mit gewaltigen Felsstücken auf dem Dach. In der Gaststube fanden sie den Wirth allein, mit welchem der Lord, der des Deutschen hinlänglich mächtig war, sofort betreffend das Logis in Unterhandlung trat. Hierauf bestellte er ein Mittagsmahl, so reichlich es Küche und Keller zu bieten vermöchten, zum Willkommen aber eine Flasche seines besten Weines. „Betheli!“ rief der Wirth alsbald zur Thüre heraus, „eine Flasche Piemonteser!“

Nicht lange, so erschien die Gerufene. Doch wie sie den neuen Gast erblickte, stand sie zitternd still und hätte beinahe den Keller sammt den Gläsern entgleiten lassen.

„Nu, Betheli, wird's bald?“ mahnte der Vater etwas ungeduldig.

Da nahm sich die Jungfrau zusammen, stellte mit niedergeschlagenen Augen alles auf den Tisch und füllte die Gläser mit dem schüchtern, halblaut gesprochenen Wunsche: „Gesegn' es Gott!“

„Ich danke, Jungfrau, und trinke auf Euer Wohl!“ erwiderte der Lord aufstehend mit freundlichem Ton, so daß Betheli unwillkürlich die Augen aufschlug und einem Blicke begegnete, der, frei von verzehrender Leidenschaft, nur unbefangene Herzlichkeit verkündete. Da war ihm, als sei der zwingende Bann gebrochen, und Vertrauen zu dem schönen Fremdling keimte in seiner Brust. —

Nach dem Mittagmahle ließ der Lord sein Gepäck durch den Führer in das gemietete Zimmer tragen, wo er ihn verabschiedete mit doppelter Löhnung und dem Beifügen:

„Ihr kommt jeden Mittwoch hier herauf, nach meinen Aufträgen zu fragen. Wenn Jemand fragt nach Lord George, so wißt Ihr nichts von ihm. Verstanden? Namentlich der Pfarrer in Lauterbrunnen, bei welchem ein Lord Percy logirt, darf nicht erfahren, wo ich mich aufhalte.“ —

Als der Führer mit dem Versprechen, sich genau

an die  
kehrte  
macht  
schma  
„I  
„zum  
lichf  
nich  
auf m  
„I  
rechne  
„W  
in Dr  
„I  
meine  
köpfe.  
„C  
Bader  
ein w  
„I  
Weng  
weit.“  
„G  
Ich h  
einen  
„I  
Wetter  
seinem  
nicht  
„I  
Erschr  
herum  
Löde  
„I  
Lord,  
schwör  
„W  
sage G  
„M  
eine n  
geffen  
„H  
„I  
biswei  
Ihr n  
Da  
begab  
Ab  
zu gen  
auf d

an diese Aufträge zu halten, das Haus verlassen hatte, kehrte der Lord wieder in die Gaststube zurück und machte dem Wirth, der allein am Fenster sein Pfeifchen schmauchte, gar absonderliche Eröffnungen.

„Ich muß Euch,“ begann er mit ruhigem Lächeln, „zum Voraus unterrichten von gewissen Eigenthümlichkeiten, die ich an mir habe. Für's Erste liebe ich nicht, in Gesellschaft zu speisen, sondern wünsche allein auf meinem Zimmer bedient zu werden.“

„Wie der Herr Lord will,“ nickte der ruhig berechnende Wirth gravitätisch.

„Wer wird mich aber bedienen, Zimmer und Kleider in Ordnung halten?“

„Das Betheli. Mein Bub taugt dazu nicht und meine beiden andern Weidli sind noch löthige Kindsköpfe. Die drei müssen ohnehin Vieh hüten und heuen.“

„Sehr wohl! Nun ein Zweites: Ich liebe das Baden in eiskaltem Wasser. Findet sich in der Gegend ein wasserreicher Bach?“

„Ja,“ dehnte der Wirth, „dort am Fuße der Bengernalp gegen die Jungfrau hin. Ist aber wohl weit.“

„Gleichviel,“ entschied der Lord, und nun weiter: „Ich bin ein Freund der Gemäsjagd. Wißt Ihr mir einen Gesellschafter?“

„Dazu könnte man den Urskli brauchen, meinen Vetter, der dort gegen die Scheidegg hin hauset mit seinem alten Mütterlein. Die steht freilich sein Jagen nicht gern; aber gegen ein gutes Trinkgeld . . .“

„Da laßt nur mich machen. Endlich noch Eins: Erschreckt nicht, wenn ich etwa bei hellem Mondschein herumschwärme, Verse vortrage und dabei wunderbare Löne von der Jungfrau herüberhallen.“

„Ihr werdet doch nicht etwa mondsüchtig sein, Herr Lord, oder gar . . . gar . . . Zauberkünste . . . Verschwörungen . . .?“ stotterte der Wirth erbleichend.

„Warum nicht gar!“ lachte der Lord hell auf. „Ich sage Euch ja: Eigenheiten, nichts als Eigenheiten.“

„Ach so!“ lenkte der Wirth ein, indem er beruhigt eine neue Pfeife stopfte. „Hatte einen Augenblick vergessen, daß die Herren Engländer eben oft . . .“

„Halbnarren sind“ ergänzte der Lord belustigt.

„Indessen zu den langhalsigen Kameelen, wie sie bisweilen hier und in aller Welt herumstorken, dürft Ihr mich denn doch nicht zählen.“

Damit war die Unterredung zu Ende, und der Lord begab sich auf sein Zimmer.

Abends trat er in's Freie, den Sonnenuntergang zu genießen und sah in dem wohlgepflegten Gärtchen auf der Südseite des Gasthauses Betheli stehen vor

einem gereuteten Beet, woneben ausgegrabene Alpenrosenstauden lagen. Traurig lehnte sich die schmucke Gestalt an den Spaten und seufzte: „Ach, ihr armen Alpenrosen!“

Da erscholl hinter ihr die bekannte wohlklingende Stimme:

„Was seufzet Ihr, Jungfrau?“

Freudig überrascht wandte sie sich um und antwortete mit der Vertraulichkeit eines Kindes:

„Diese Alpenrosen, Herr, reuen mich so sehr. Seit vielen Jahren hatten sie jeden Sommer geblüht, und jetzt sind sie abgestorben. Leider ist dormalen nicht die rechte Zeit, junge nachzusetzen und so wird dies Beet lange leer bleiben müssen.“

„Nicht so lange, wie Ihr meint, Jungfrau,“ sprach der Lord mit bedeutsamem Lächeln.

„Wie meint Ihr das?“ staunte Betheli.

„Ein wenig zaubern,“ entgegnete der Lord mit freundlicher Verbeugung und gieng langsam gegen die Scheidegg hin.

Am folgenden Morgen trat Betheli mit dem Frühstück in das Zimmer des Lords, sah aber, daß er schon ausgegangen sein mußte, und begann daher dasselbe in Ordnung zu bringen. Schon war diese Arbeit beendigt, als der Lord eintrat mit herzlichem Morgenruß und, seine kräftige Gestalt wohligh dehnend, ausrief:

„Ah! Ah! Dies Bergwasser da unten, das kühl mehr als das Schwimmen über den ganzen Thunersee.“

„Mein Gott,“ rief Betheli entsetzt, „Ihr seid doch nicht etwa . . .“

„O freilich, im Gletscherbach gewesen und . . .“

„Und lezt hin über den ganzen Thunersee geschwommen?“

„Warum nicht?“

„Das heißt ja Gott versucht!“

„Entsetzt sich die Taube auch, wenn sie den Schwan schwimmen sieht?“ fragte der Lord mit einem von Zärtlichkeit leuchtenden Blicke.

„Verzeiht, Herr, meine kindische Rede,“ bat Betheli beschämt. „Ich war eben so . . . so . . . besorgt um Euch.“

„Wie liebenswürdig von Euch, Jungfrau!“

„Ich bitte, Herr, nennt mich doch lieber einfach Betheli und redet mich mit Du an, wie alle andern Leute.“

„Gut! Aber dafür nennst du mich auch nicht mehr Herr, sondern einfach Sir George!“

„Also auf Wiedersehen, Sir George“ grüßte Betheli und ließ den Lord mit seinem Frühstück allein. —

Wenige Tage später kam Urkli, auf des Lords Befehl herbeschieden, nach Wengernalp und freute sich, Betheli gleich vor der Hausthüre begrüßen zu können.

„Nu nu,“ neckte er, „du hast dich prächtig erholt von deinem Unwohlsein in Unspunnen. Ist's nicht, als wärest du seitdem noch hübscher und fecker geworden?“

„Bindest du?“ gab Betheli schnippisch zurück. „Nun, du kannst gleich mit dem Lord reden. Er erwartet dich droben.“

„Also auf die Gemsejagd soll ich mit ihm? Das ist für so feine Herren ein gewagtes Unternehmen.“

„O, der Lord ist wie Stahl und Eisen. Indessen will ich dir auf die Seele gebunden haben, daß du ihn nicht an halbsbrecherische Orte führst.“

„Vog Tausend, wie eifrig! He, Betheli, guck' mir mal in die Augen!“

„Ja freilich!“

Diesem kalten Wort folgte ein eben so kalter Blick des Mädchens in die scharfen, grauen Augen des Burschen, welcher hierauf mit verbissenem Schmerz grollte:

„So gleichgültig bin ich dir, und bist doch schon mehrmals mit mir auf dem Tanz gewesen?“

„Tanzen und heirathen ist zweierlei.“ versetzte Betheli ärgerlich. „Im Uebrigen geht mich euere Jagd nichts an. Willst du nicht mitmachen, so geh' und sag's dem Lord. Damit Adieu!“

Die Röthe des Zornes im Antlitz wandte Betheli dem Burschen den Rücken und eilte in die Gaststube, obwohl derselbe in begütigendem Tone nachrief: „Betheli, nur noch ein Wort!“

Nach einer Weile kam der Wirth und hieß den Vetter in die Gaststube treten. Betheli wollte unterdessen dem Lord Meldung machen. Urkli folgte und spühlte drinnen sein Herzweh mit einem derben Schluck Kirschegeist hinunter. Dann begleitete ihn der Wirth in das Zimmer des Lords.

Urkli, der während der Unterredung bald die ganze Kaltblütigkeit des Gemsejägers wieder gewonnen hatte, vernahm aus dem Munde des Lords, daß derselbe schon seit Wochen in den Umgebungen des Montblanc sich in die Gemsejagd eingeübt hatte und erklärte sich bereit ihn zu führen gegen das Silberhorn der Jungfrau hin, wo er kürzlich mehrere Rudel Gemsen ausgekundschaftet hatte. Als Angeld empfing er ein Goldstück, welches ihm den besten Willen von der Welt beibrachte. Kurz nach Mitternacht brachen die Weiden auf. Was das aber für eine Heimkehr war am Abend! Nicht nur der Urkli, sondern auch der Lord selbst mit je einer Gemse beladen, letzterer mit vor Stolz blizenden

Augen, Urkli mit dem in der Gaststube abgegebenen demüthigen Geständniß, ihm selbst sei jeder Schuß fehlgegangen, der Lord habe beide Gemsen getroffen. Wie bewundernd da die Augen Bethelis an dem unübertrefflichen Schützen hingen! Es konnte nicht anders, es mußte ihm beim Glückwunsche die Hand bieten, wobei es einen so innigen Druck empfing, daß ihm vor Wonne das Herz zu zerspringen drohte. —

In der Frühe des nächsten Tages aber, wo der Lord noch von seinen Strapazen ausruhte, erspähte Urkli die Gelegenheit mit Betheli allein zu sprechen.

„Um Gottes willen,“ flüsterte er, die noch immer Zürnende an beiden Handgelenken festhaltend, „höre mich an. Ich habe dir schauerliche Dinge zu erzählen.“

„Daß du nichts getroffen hast, ist allerdings schauerlich,“ spottete das Mädchen.

„Nicht das, nicht das!“ versicherte Urkli. „Höre mich an! Schon von Anfang an schritt der Lord bergan, als hätt' er Flügel. Ich mußte hinter ihm hergehen und nur mit Worten den Weg weisen. Wir kommen an eine tiefe, weite Felspalte. Ich will die-

selbe umgehen, er aber schnell sich, als hätt' er Federn in den Gelenken, lachend hinüber. Ich bitte ihn, keinen Laut mehr von sich zu geben, da er sonst die Gemsen verschrecken könnte. Er nickt und redet kein Wort mehr. Nun aber auf dem Gletscher, meinst du, er sei jemals ausgeglitten? Wie ein Gespenst huscht er darüber hin. Wir stehen an einer Gletscherpalte, aus deren dunklem Grund die Wasser dumpf heraufstosen. Er wirft sich auf die Brust nieder und schaut hinab, lange, lange. Dann schnell er sich mit einem Ruck auf seine seltsam kurzen Füße und flüstert: „Kühl, herrlich kühl!“ indem er sich behaglich die Brust reibt, als wäre das Gletschereis ein Labjal für ein Höllenfeuer in derselben. Jetzt schaut er mich mit stehenden Blicken an, dreht sich und setzt über die graufige Gletscherpalte hinweg. Drüben winkt er, zwingt mich mit seinen Dolchblicken, ihm nachzuspringen; ich aber —

sprünge zu kurz, hinein in die Spalte, und kann nur noch mit der Rechten den jenseitigen Rand erreichen. Da stößt er den mächtigen Abspock in's Eis, packt mich am Handgelenk und — mit einem mächtigen Schwung stellt er mich neben sich auf den Rand.

„Goddam!“ murte er dabei und noch Einiges in einer fremden Sprache, die, wie ich ungefähr vom Hören weiß, gewiß nicht Englisch ist. Wie wir den Gletscher hinter uns haben und in's Revier der Gemsen gelangt sind, zieht er etwas hervor, wie eine dicke Pistole, aber mit Gläsern hinten und vorn, und guckt hinein. „Ich sehe ein Rudel dort!“ flüstert er und

zeigt auf eine weit entfernte Felsplatte, worauf aber mein scharfes Auge nichts Lebendiges zu unterscheiden vermag. Dennoch thu' ich ihm den Willen und helfe ihm die Felsplatte hintererschleichen. Nichtig, in Schußweite angelangt, seh' ich jetzt ein Mädel stehen.

„Schießen wir!“ wispert er. „Näher heran!“ wispere ich. Vergebens. Er legt an, ich gleichfalls. Beide Schüsse knallen; doch das Thier, worauf ich zielte, springt davon, während das seine am Boden zappelt. So gieng's auch das zweite Mal, da wir zum Schuß kamen. Drum sag' ich dir, das gieng nicht mit rechten Dingen zu. Ich gebe um kein Gold der Welt mehr mit dem Lord auf die Gerns Jagd. Und du, Betheli, alldieweilen du Tag für Tag um ihn sein mußt, siehe zu, daß du nicht Schaden leidest an deiner armen Seele. Der Lord hat die Augen eines Teufels und die Stärke eines Teufels und das Feuer eines Teufels in seinem Leib. Ich hab' auch erfahren, daß er im Gletscherbach badet, um sich zu kühlen. Man hat ihn wohl gesehen, und vor meinen eignen Augen hat er sich ja am Gletschereis gefühlt.“

Betheli war nachdenkend geworden und schwieg eine Weile. Endlich sagte es: „Du meinst es gut, Urkli. Doch so viel ich sehe, hat der Lord nur Wunderfames an sich, ist aber durchaus nicht böse.“

„Warum hat er mich denn zu dem lebensgefährlichen Sprung genöthigt? Am Ende glaub' ich gar, er habe unser vorgestriges Gespräch belauscht, daraus ersehen, daß ich dich lieb habe, und mich aus dem Weg räumen wollen.“

„Wo denkst du hin!“ rief Betheli erschrocken.

„Sieh,“ schluchzte Urkli, „ich will ja gern auf dich verzichten, obgleich es mir schier das Herz bricht, wenn du nur diesem . . . diesem . . . nicht in's Neg fällst. Gott behüte dich!“

Still gieng Urkli seiner Hütte zu und ließ das Mädchen zurück in einem Kampf der widerstrebendsten Gefühle. Schon wollte ihm neuerdings vor dem Lord unheimlich werden; da legte eine liebliche Ueberraschung sein Gemüth noch tiefer in Fesseln, als je zuvor.

Eines Tages kamen auf Saumrossen etliche Kisten für den Lord. Sie wurden behutsam in sein Zimmer hinaufgetragen und dort neben einander gestellt, so daß er sich kaum noch regen konnte.

Jedermann im Hause zerbrach sich den Kopf, was doch der Lord damit anfangen wolle; aber schon der nächste Morgen löste das Räthsel.

Als Betheli bei Sonnenaufgang in ihr Gärtchen trat, stieß es einen Freudenschrei aus, der den Vater und die Geschwister (die Mutter war längst gestorben) herbeirief.

Da war das leere Beet, woraus die abgestandenen Alpenrosen entfernt worden, über Nacht in die prachtvollste Blumengruppe umgewandelt. In der Mitte prangten drei Azaleen, eine mit rothen, eine mit gelben und eine mit weißen Blüten, umgeben von einem Duzend reich blühender Crisarten und den äußersten Rand des Beetes bildete ein Ring rother und weißer Cyclamen. Kein Kunstgärtner hätte es anmuthiger zu ordnen vermocht. Bewundernd standen die einfachen Leute vor dieser wie durch Zauber erstandenen Schöpfung, ohne hinter ihnen den Lord mit verschränkten Armen zu bemerken. Erst als der Wirth ausrief:

„Welcher Herrenmeister hat aber das gemacht?“ brach der Lord das Schweigen mit dem lachenden Auf: „Der da!“

Dann trat er herzu und sagte:

„Diese Pflanzen sind gestern in den Kisten gekommen aus Gewächshäusern in Bern. Die leeren Töpfe stehen zu Diensten. Bei Nacht hab' ich die Stöcke selbst eingesetzt. Nun, Betheli, hab' ich Wort gehalten?“

„O Sir George!“ Weiter konnte das von Freude und Liebe erfüllte Mädchen nichts hervorbringen. Es wäre dem Lord an den Hals geflogen, hätte es sich vor Vater und Geschwistern nicht gescheut.

„Nun möcht' ich aber um mein Frühstück bitten,“ schloß der Lord und begab sich auf sein Zimmer.

Als Betheli mit Kannen und Tasse eintrat, waren die geistvollen Blauaugen des Lords mit fast wehmüthiger Frage auf sein Antlitz gerichtet. Das Mädchen, nachdem es kaum abgestellt, ergriff mit beiden Händen seine Rechte und stammelte Dank.

„Sprechen also die Blumen ein wenig für mich?“ fragte er und zog das Mädchen nahe an sich heran. Betheli verstummte hoch erröthend.

„Blumen sind Boten der Liebe,“ schmeichelte er.

„Ach Gott!“ flüsterte das Mädchen bebend. „Ein Lord und ein Bauernkind!“

„Ich suche ein treues Herz, mich zu beglücken, ohne nach Stand und Namen zu fragen. Könntest du dich entschließen, um meinethwillen die Heimat zu verlassen, als mein Weib, meine ich, nicht bloß als Geliebte?“

„Mir schwinden die Sinne!“ hauchte Betheli, auf einen Stuhl niederstinkend.

„Nun, Betheli, ich gebe dir zwei Wochen Bedenkzeit,“ beruhigte der Lord. „Bis dann jedoch hältst du meine Anfrage geheim.“

Betheli versprach es, nahm sich zusammen und verließ das Zimmer gefassten Sinnes, doch nicht, ohne von Sir George einen heißen Kuß auf die Hand empfangen zu haben.

Durch diesen Stoß war aber die sonst so kernhafte Bernernatur doch auf die Dauer in's Wanken gerathen. Mächtig erhob sich die Liebe zur Heimat gegen die Umgebung an Sir George, und wenn sie auf die jüngern Schwestern blickte, so schwebte ihr die selige Mutter vor mit der Frage: „Willst du nicht mehr meine Stelle an ihnen vertreten?“ Der Tag und Nacht dauernde Seelenkampf seiner Tochter entgieng dem unbefangenen Sinn des Wirthes nicht. Ein verschlossenes, beinahe schwermüthiges Wesen hatte sich ihrer bemächtigt, und weit öfter, als zuvor, eilte sie in das Zimmer des Lords hinauf, nach seinen Befehlen zu fragen. Ueberdies hatte Wether Urkli dem Vater die gleiche Schauermaß erzählt, wie der Tochter, und endlich hatte der erfahrene Mann gerade unter der zauberhaften Blumenpende allmählig etwas gewittert wie von einer Schlange, die sein argloses Kind zu umstricken trachte. „Hör', Betheli,“ warnte er eines Tages, „du machst dir etwas zu viel beim Lord oben zu schaffen. Auch hast du dich seltsam verändert. Sieh dich vor.“

Betheli sagte nur in Eile: „Ach, wo denkst hin, Vater!“ Dann eilte es sofort in sein Kämmerlein, brach in Thränen aus und schluchzte leise:

„Mein Gott, ich kann ja nicht anders! Mein Herz ist gefesselt an seine Blicke, an seine Worte. Er reißt mich aus dem Boden der Heimat, wie eine Alpenrose, die man fern über'm Meer verpflanzen will. O Gott!“

Der Lord aber triumphirte auf seinem Zimmer:

„Bald ist sie mein. In diesem süßen Hoffen wie wird meine Seele ihre Schwingen heben, wenn ich die nahe Vollmondsnacht dem Abschied von diesem Paradiese weihe, die Schwingen heben hoch empor über die alte Dual, die mich bisher verzehrte!“

Es kam die erschte Nacht. Friedlich schlummerten noch alle Bewohner des Hauses außer Betheli, welches halb wach von Bildern glänzender Pracht und dann wieder von Bildern tiefen Heimwehs in öder Wüste phantastete. Da erscholl es wie Alphornruf durch die nächtliche Stille. Mehr und mehr schollen die Töne und rollten in mächtigem Wiederhall von Berg zu Berg. In Fiebergluth sprang das Mädchen vom Lager, warf sich in die Kleider, eilte hinaus, sah aber nur mondheile Einsamkeit, während das Tönen von der gegenüberliegenden Jungfrau her fortbauerte. Sie eilte etliche Schritte in die Höhe und sah sich um. Ja, jetzt erblickte sie in einiger Entfernung auf niedriger Felskuppe eine hohe Gestalt in langem, dunklem Gewande, und in den Pausen, welche zwischen den geisterhaften Tönen von jenseits eintraten, vernahm sie

von der Gestalt her laut gesprochene Worte in fremder Sprache. Sie lauschte und lauschte. Kein Zweifel: Es war die Stimme des Lords. Wieder schwieg er, und die Geisterlöne von drüben gaben Antwort. Die Geisterlöne verstummten und der Lord hob neuerdings an — ein grauenhaftes Zwiesgespräch! Zuletzt war's, als rücke das Silberhorn der Jungfrau, bliegend im Vollmondganz, näher und näher heran. Eine Lawine donnerte von den Felswänden des Riesenberges, zerstäubend in lauter Mondlichtfunken, und jetzt erhob sich die Stimme des Lords zu ihrer gewaltigsten Kraft. Das Mädchen verstand kein Wort; er aber rief voll glühender Begeisterung über's weite Thal hinüber:

„Geister der Berge, bestegelt den Bund!

Lasset mich führen vom heimischen Grund

Guerre Tochter, die Reingeborne,

Herrlich Gestaltete, Auserkorne!

Fürsten der Alpen, ihr löschet die Gluth

Höllischen Feuers, ihr stillt die Wuth

Wühlender Schmerzen. O Königin

Strahlender Riesen, o Jungfrau, nimm hin

Dyrfesänge der goldenen Leier,

Hymnen des Dankes in nächtlicher Feier!“

Ein zweiter Lawinensturz, noch ein langdröhnender Ruf gleich des Alphorns tiefstem Ton, der Mond sank unter das ferne Matterhorn hinab, und nun feierliche Stille rings umher. Betheli sah noch, wie der Lord mit weiten Schritten sich heinwärts wandte, indem es schauernd in seine Kammer stoh. Aber auch den Wirth hatte das Getöse aus dem Schlaf erweckt. Sein erster Gedanke war die Erinnerung gewesen an die „Eigenthümlichkeiten,“ welche ihm der Lord zum voraus angekündigt, und was er seitdem erfahren, ließ ihn nicht gleichgültig darüber hinweggehen. Bald hörte er seine Tochter das Haus verlassen. Die Sorge trieb ihn vom Lager, ließ ihn jedoch seine volle Besonnenheit. Leicht war es ihm, draußen alles zu beobachten, ohne selbst bemerkt zu werden. Bald stand er hinter seiner Tochter, die ganz Auge und Ohr war, bald hinter dem Lord, und begab sich erst in sein Gemach, nachdem er wahrgenommen, daß jedes der Weiden wieder zur Ruhe gegangen war. Ihn graute vor dem räthselhaften Fremdling dermaßen, daß er beschloß, dem Treiben ein Ende zu machen, — doch wie? Darüber sann er nach bis zum Morgen. —

Ohne sich etwas merken zu lassen, hieß er Betheli das Frühstück in das Zimmer des Lords hinaustragen. Es blieb lange aus und kam verstört hinunter. Da es den Vater allein fand, stürzte es an seine Brust und schluchzte:



„Vater, lieber Vater, morgen muß ich dich verlassen!“

„Ah, so weit ist's gekommen?“ zürnte der Viedere. „Kind, du hast einen Vater. Vertrau' dich ihm an.“

Jetzt erzählte Betheli Alles, die ganze Geschichte seiner Liebe sammt dem Antrag des Lords und dem Auftritt, den es so eben mit ihm gehabt hatte.

„Denke nur,“ schloß es, „er hat gestern Nachts mit den Berggeistern Zwiesprache gehalten, mich vorhin, als ich ihm den Thee brachte, gefragt, ob ich etwas gehört und als ich es bejahte, ob mich geschauert habe, was ich wiederum bejahte. Darauf funkelt er mich an mit Blicken, die wie Zangen in's Herz greifen, und lächelt: „Du mußt stärker werden im Geiste. Ich feierte nur eine Stunde dichterischer Phantasie, wozu ich einen Alphornbläser gedungen hatte. Sei mein wackeres Mädchen und gib mir morgen, wo die vierzehn Tage abgelaufen sind, dein Jawort.“ Ich leider, ach, ich war wieder bezaubert, stand vor ihm als hilfloses Kind, und nun umfieng er mich und bedeckte meine Wangen mit glühenden Küffen. Darauf verabschiedete er mich mit den Worten: „Wohlan denn, auf morgen! Ich weiß ja, dann bist du mein!“ Und ich fürchte, er hat Recht. Ich kann den wunderbaren Mann nicht lassen, ich kann nicht. Ich muß mit ihm fort in die fremde, weite Welt!“

„Kind,“ sprach der Vater feierlich, seine Rechte auf Bethelis Haupt legend, „noch hab' ich Gewalt über dich. Bei dem Gehorsam, welchen Gottes Gebot dem Kinde auferlegt, befehle ich dir: Gehe augenblicklich zum würdigen Herrn Pfarrer in Lauterbrunnen, der dich zum hl. Abendmahl geweiht, und eröffne ihm dein Herz. Hier ist der Teufel im Spiel. Der Lord hat den Namen Gottes noch nie genannt ohne einen Fluch.“

„Ich will gehorchen, lieber Vater,“ gelobte Betheli tief erschüttert und machte sich auf den Weg. —

Wenige Stunden später trat der Pfarrer von Lauterbrunnen in das Gemach seines Gastes, des Lord Percy und sprach:

„Ihr Freund, Lord George, ist gefunden. Er hauset droben im Gasthaus der Wengernalp.“

„Endlich!“ rief Lord Percy. „Wie lange hab' ich dem Satansjungen vergeblich nachgeforscht!“

„Es ist allerdings nicht ohne mit dem Satansjungen,“ betonte der Pfarrer mit hohem Ernst und erzählte ausführlich, was er so eben von dem in Thränen zerfließenden Betheli vernommen hatte. „Nun aber,“ fügte er am Schlusse seiner Erzählung bei, „liegt mir am meisten daran, daß dem armen, bethörten Kinde geholfen werde.“

Nach einigem Besinnen fuhr Percy auf: „Ich hab's! Sagen Sie dem Mädchen, es solle beim nächsten Zusammentreffen zu Lord George die zwei einzigen Silben sprechen: Clob-foot und üben Sie dem Kinde die englische Aussprache derselben ein mit der Versicherung, dieser Zauberspruch werde ihm sofort Erlösung schaffen.“

„Ah, ich verstehe!“ zwinkerte der Pfarrer plötzlich mit fröhlicher Miene. „Sehr gut! Soll geschehen!“ —

Bald hatte das Mädchen den einfachen Zauberspruch eingeübt und gieng in tröstlichem Glauben daran heim. Lord Percy aber murrte auf seinem Zimmer:

„Wart', verfluchter Kerl, du wirst deine exemplarische Züchtigung empfangen!“

Der Wirth, welcher Lord George Mittag- und Abendessen selber gebracht, hatte seine Tochter mit einem nothwendigen Gang nach Lauterbrunnen entschuldigt. Um so hoffnungsvoller empfing der Lord seine Geliebte, als dieselbe am Morgen des verhängnißvollen vierzehnten Tages bei ihm eintrat. Kaum hatte sie das Frühstück auf den Tisch gestellt, so faßte er ihre Hände, lächelte verführerisch in ihre Augen und rief:

„Ja, Betheli, nicht wahr? Ja?“

Noch einmal regte sich der Zauber in des Mädchens pochender Brust; doch sie bezwang ihn mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft und stieß hervor:

„Clob-foot!“

„Wie? Was?“ stöhnte der Lord, abschleich zurücktaumelnd.

„Clob-foot!“ wiederholte das Mädchen zuversichtlich.

Wie vom Donner zermalmt sank der Lord auf das Sopha. Dann sprang er auf mit rollenden Augen und von Wuth verzerrtem Angesichte und schrie:

„Hebe dich weg, Verfluchte!“

Betheli indessen, durch diesen Anblick völlig vom Liebeszauber geheilt, rannte bereits die Treppe hinunter und schmiegte sich zitternd an seinen Vater mit dem Ruf:

„Gott Lob, es ist vorbei!“

Noch eine Weile hörten sie den Lord droben tosen. Endlich ward es stille. Betheli eilte in's Freie, und nicht lange mußte der Vater warten, so trat Lord George reisefertig in die Gaststube:

„Da,“ sagte er, eine Hand voll Geld auf den Tisch legend, „meine Zechen. Rechnung brauch' ich nicht. Das Gepäck wird der Führer holen. Lebt wohl!“

Der Wirth konnte kaum das Lebwohl erwidern, so war der Lord schon zur Thüre hinaus. —

Als Betheli seine Abreise vernahm, eilte es nach Lauterbrunnen, dem Herrn Pfarrer inbrünstig zu danken. Dieser aber sprach mit herzlichem Lachen:

„Ich muß dich nun auch noch von deinem Aberglauben kuriren, liebes Kind. Sieh, Clob-foot heißt auf Deutsch „Klumpfuß,“ und dieses Wort wirkt auf Lord George laut Aussage seines Freundes Percy wie Gift, da er von Kindheit an seiner anerborenen Klumpfüße wegen mit Gott und Welt zerfallen war. Ueberaus eitel auf seine sonstige Schönheit und seinen Geist, mußte er durch diese Erinnerung aus dem Munde eines hübschen Mädchens doppelt schwer getroffen werden. Nun, ihm geschah Recht, und du bist frei. Mit diesem Feuertempel wärest du zeitlebens unglücklich geworden, bist übrigens bei weitem nicht seine erste Liebchaft gewesen.“ —

Lange noch großte George seinem Freunde Percy, zumal er leicht errathen gekonnt, woher Betheli das fatale Zauberwort vernommen. Hatte er doch vom Wirth erfahren, daß es Tags zuvor in Lauterbrunnen gewesen war. Bei einer Begegnung in Interlaken erst söhnten sich die Landsleute wieder aus und reisten zusammen nach Italien. —

Der Wirth auf Wengernalp aber sorgte dafür, daß Betheli bald unter die Haube kam, und wer stand da näher, als der redliche Urslü? Der war dazu gekommen, als Betheli vor dem Blumenbeete des Lord George, welches ein nächtlicher Reif getödtet hatte, in tiefen Gedanken stand, und hatte die anzügliche Bemerkung gewagt:

„Gelt, Betheli, Treibhausblumen halten doch nicht so lange, wie ein treues Herz!“ Dr. J. Kübler.

## Nordenskjöld. \*)

Seit einer langen Reihe von Jahren war man gewohnt die Durchfahrt durch das Eismeer im Norden Europas und Asiens für eine Mythe und die Forschungsreisen zur Auffindung einer solchen für eine Chimäre zu halten. Nordenskjöld hat soeben das Gegentheil bewiesen. Er ist vom europäischen Nordkap längs der Küste Sibiriens zur Beringstraße und von dort in den stillen Ozean gefegelt. Das wichtigste geographische Problem unserer Zeit ist durch ihn gelöst worden, indem er zeigte, daß das nördliche Eismeer 3 Monate lang im Jahr eisfrei, offen, schiffbar ist und während dieser Zeit die kürzeste Route an die Küsten des stillen Ozeans bildet.

Vorangehende kleinere Fahrten, vor allem die 1873ger und 1876ger Reisen in das karische Meer, wobei er auf fast eisfreiem Wege die Zeniffemündung erreichte und damit den ersten Seehandelsweg von Europa nach Sibirien entdeckte, trugen das Ihrige zur Aufklärung der dortigen Schifffahrtsverhältnisse bei. Am 4. Juli 1878 verließ der kühne Reisende Drontheim auf dem von Lieutenant Palander befehligten Dampfer „Vega“, dem sich später noch die „Lena“, „Fraser“ und „Erpresh“ angeschlossen um die Vega bis an die sibirische Küste zu begleiten. Wie vorauszusehen trafen sie das karische Meer wiederum eisfrei und nachdem gegen Ende August die Lenamündung erreicht war, wo Nordenskjöld zu ankern gedachte, zeigte es sich, daß gerade der Spätsommer die günstigste

Zeit zu Fahrten in diesen Meeren sei, während alle Vorgänger um diese Zeit bereits sich einen Winterhafen ausgesucht und demnach den passendsten Zeitpunkt für Polarfahrten unbenützt hatten vorüber gehen lassen. Vega fuhr jetzt allein weiter. Ende September kaum 100 Seemeilen von der Beringstraße war er genöthigt im Eise einzuwintern. Hätte es sich auf der kühnen Fahrt nicht auch um zeitraubende geographische Aufnahme der sibirischen Küste und um kartographische Feststellung der zahlreichen neu entdeckten „neusibirischen Inseln“ gehandelt, so hätte das Ziel der Reise sehr wohl in einem Sommer erreicht werden können. Ja hätte die Vega bei der Kolutschinbai nur eine Stunde lang mit vollem Dampf durch das Treibeis vorwärts kommen können, so hätte sie die Grenze der ewig offenen Gewässer, welche durch die Beringstraße nach Norden drängen, erreicht und eine 9 Monate und 20 Tage lange Gefangenschaft zwischen den Eisbergen der Polarsee und der Kampf mit den Schrecken einer ununterbrochenen Polarnacht bei einer nicht mehr bloß sprüchwörtlichen sibirischen Kälte wäre ihnen erlassen gewesen. Der 18. Juli 1879 erlöste sie aus dem Eise; sie passirten die Beringstraße und erreichten am 2. September Yokohama, von wo aus der Telegraph das glückliche Ereigniß der gebildeten Welt bekannt machte, nachdem schon am 16. Mai Nachrichten von den allgemein verloren geglaubten Reisenden, durch Eingeborne auf dem Landweg befördert, in Schweden angekommen waren und die Sorgen um sie zerstreut hatten. Seither hat Vega mit dem großen Entdecker

\*) Sprich „Nordenskjöld.“

an Vor  
Suezka  
von 20  
von S  
war ein  
Und de  
Das  
und Le  
Land v

Berch,  
li das  
h vom  
runnen  
en erst  
ten zu

dasür,  
r stand  
zu ge  
& Lord  
atte, in  
he Be

h nicht  
rübler.

nd alle  
rhafen  
st für  
lassen.  
kaum  
dthigt  
föhnen  
Auf-  
phische  
sibiris-  
Reise  
Innen.  
r eine  
reibeis  
nge der  
strafe  
te und  
bergen  
a einer  
r bloß  
rlaffen  
s dem  
ten am  
graph  
ekannt  
n von  
durch  
weden  
stfreit  
rdeckt



Polarfahrer A. E. Nordenskjöld.

an Bord die Reise um Asien herum zurückgelegt, den Suezkanal, das Mittelmeer passiert und ist empfangen von 200 festlich geschmückten Dampfern in der Bucht von Stockholm angelangt. Der letzte Theil der Reise war ein wohlverdienter Triumphzug.

Und der Erfolg dieser epochemachenden Entdeckungen?

Das Stromgebiet der sibirischen Flüsse Ob, Jenissei und Lena umspannt ein zum Theil sehr fruchtbares Land von 146 000 Quadratmeilen. Schon der erste

Ausflug Nordenskjölds nach dem Ob und Jenissei 1875 hatte eine alljährlich sich erneuernde Handelsverbindung mit diesen Strömen hervorgerufen. Jetzt steht ihrer Ausdehnung nach der Lena und Kolyma nichts mehr im Wege und auch der Nordwesten des arktischen Amerikas kann mit Leichtigkeit hinein gezogen werden. Die reichen Produkte dieser Länder wurden durch Entdeckung der nördlichen Durchfahrt dem europäischen Handel zugänglich gemacht.

Wie weit die Abkürzung der Fahrt in den stillen Ozean, soweit sie durch Nordenskjölds Entdeckungen ermöglicht ist, den Handel dorthin befördern wird, das ist noch abzuwarten.

Als Errungenschaften aber, welche die Wissenschaft dem muthigen Reisenden zu verdanken haben wird, können jetzt schon bezeichnet werden, die Bekanntschaft mit einem im Norden von Sibirien gelegenen bisher ungeahnten Inselreichen Archipel, die nähere Berührung mit dem interessanten Urvolk der Tschukischen im äußersten Nordosten Asiens, die neuen Entdeckungen bezüglich der Temperatur, Eisverhältnisse und Strömungen des Eismeeres und endlich die Erweiterung unserer Kenntnisse über den Bau und die Geschichte des Erdballs, namentlich durch die Aufschließung reicher Lager von Versteinerungen aus der vorgeschichtlichen Thier- und Pflanzenwelt auf den neusibirischen Inseln.

### Offenherzig.

Der Regierungsekretär Dürsteler, welcher heitere Abende des Morgens oft mit moralischem Kagenjammer zu büßen hatte, trat einst in solcher Verfassung vor seinen Chef hin und sprach: „Herr Regierungsrath. Ich komme, mich reinigt zu entschuldigen. Als Ihr Untergebener that ich sehr Unrecht, daß ich Ihnen gestern Abend im Kafehaus sagte, sie seien ein dummes Vieh. Aber was wollen Sie! Sie wissen ja, wenn ich etwas angetrunken bin, so werd' ich bald higig, und dann sag' ich leider Gottes alles heraus, was ich denke.“ —

### Dich kenn' ich wohl, dich kauf' ich nicht.

**A**n einem heißen Sommertage verabredeten etliche Studenten, den Herrn Professoren heute Nachmittag die Kollegien schenken und eine Partie auf's Land, wo sie gutes Bier wußten, machen zu wollen.

Sie waren noch nicht weit über das Weichbild der Stadt hinausgegangen, als sie einen Mann antrafen, der vom Markte gekommen war und im Schatten eines Baumes eine kräftige Siesta hielt. Neben ihm weidete sein Esel mit zwei Rückkörben bepackt, und ließ sich sein Mittagsmahl so gut schmecken, als seinem Herrn die Schöpplein gemundet hatten. Obwohl die Studenten ziemlich laut dahergekommen waren und auch jetzt ihrem Jubiliren keine Schranken zogen, erwachte der Mann dennoch nicht, sondern schwagte und gestikulirte in sei-

### Schweizer Anekdote.

Die meisten Menschen erschreckt bei einem heftigen Gewitter weniger der Blitz, welcher tödten kann, als das Knallen und Rollen des unschädlichen Donners. Dies erinnert mich jedesmal an das, was mir der nun verstorbene Präsident H. von Werdenberg erzählte. Im Frühjahr 1799, als die Franzosen, von den Kaiserlichen unter Hoze zurückgeschlagen, aus Bünden und dem St. Gallischen Oberland nach Zürich retirirten, mußte er, damals noch ein junger Mensch, einen Trupp Husaren nach Wallenstadt begleiten, um die aus seines Vaters Stall gewaltsam requirirten Pferde wo möglich von dort wieder heimzubringen. Der Zug konnte von den jenseits des Rheines liegenden Oestreichern nicht unbemerkt bleiben und wirklich fingen dieselben bald an, aus einer Batterie auf die Husaren zu feuern. Furchtsbar zischend und pfeifend flogen über deren Köpfe weg die Kanonenkugeln in den längs der Heerstraße sich erstreckenden Berg, und zerschmetternden entweder Fannen oder prallten von den Felsen zurück. H., der neben einem Husaren ritt, welcher, durch viele Gefechte abgehärtet, nicht das geringste Zeichen von Furcht verrieth, legte sich in Todesangst auf den Hals seines Pferdes, so oft er einen Kanonenschuß hörte und zitterte am ganzen Leibe. Da hieb ihm endlich sein Nebenmann, ein Eseläfer, mit dem flachen Säbel tüchtig auf den Rücken und rief ihm zu: „Narr! wann feiß (wenn's pfeift), is schon vorbei!“ Kaum hatte sein Verstand dies begriffen, so hörte auch seine Furcht vor dem Knallen auf.

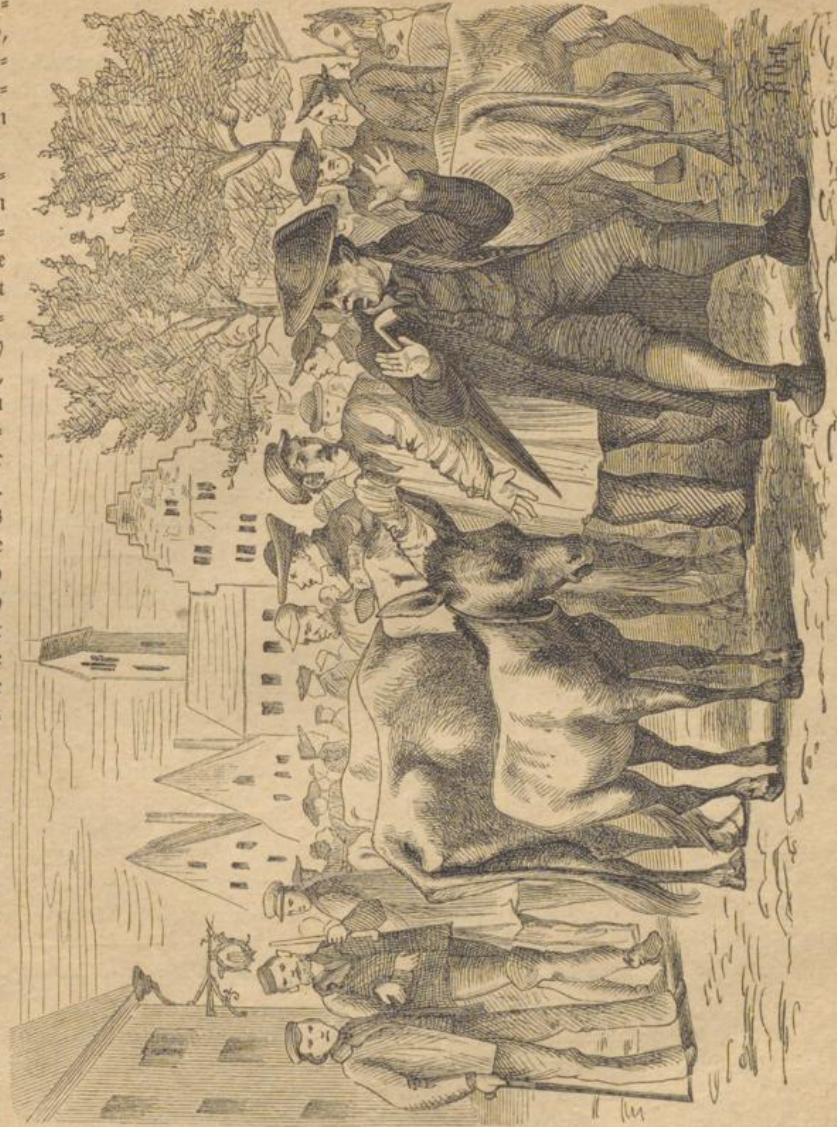
nem Traume fort. „Halt“ sagte einer der Studenten, „das gibt einen Spaß; ich will mich auf alle Viere niederlassen, Ihr nehmet dem Esel seine Körbe und sein Geschirr ab und leget es mir auf, treibet dann den Esel zurück in die Stadt in unsere Kneipe; heute Abend muß unser Wirth Bier aufwischen, so viel als der Esel werth ist; mit dem Manne da will ich schon fertig werden.“ Also geschah es. Unser Student wurde mit Halfter und Rückkörben geziert, während die andern mit dem Esel zurück in die Stadt zogen. Als diese aus dem Gesicht- und Gehörkreis waren, zupfte und zerrte der Student im Eselgeschirr so lange an dem Eseläfer herum, bis dieser erwachte. Wie rieb er sich die Augen und sperrte das Maul auf, als er statt seines grauen Langohrs einen bebarteten

festigen  
 nn, als  
 onners.  
 er nun  
 zählte.  
 on den  
 Sünden  
 irirten,  
 Trupp  
 seines  
 möglich  
 von den  
 ht un-  
 an, aus  
 rchbar  
 weg die  
 sich er-  
 Tannen  
 einem  
 härtet,  
 gte sich  
 so oft  
 ganzen  
 Häser,  
 n und  
 ft), is  
 s be-  
 en auf.

denten,  
 Biere  
 e und  
 dann  
 heute  
 viel als  
 schon  
 tudent  
 ährend  
 zogen.  
 waren,  
 irr so  
 wachte.  
 al auf,  
 arteten

Menschen mit rothem Käppchen, das von Gold glänzte, und Kanonenriese an den Beinen, auf Hände und Füße gestützt vor sich knien sah! " Wa — wa, was ist das? " stammelte er endlich. " Ach, mein lieber Meister, " fing der Student an, " seid nun barmherzig und nehmt mir das Geschirr nebst den Körben ab; ich habe Euch nun lange gedient, Ihr habt mich oft schlecht gesütert, habt mich Durst leiden lassen, und wenn ich am schwersten zu tragen hatte, habt Ihr mich noch gepeitscht. Gottlob, daß dieses alles nun ein Ende hat. Wisset, ich bin früher Mensch gewesen, wie jetzt wieder. Nun wollte meine Großmutter haben, ich solle des Hans = Michels = bauern = Sepples Agathe heirathen. Weil ich es aber nicht that, wurde sie böse und herzte mich in einen Esel. Als Esel werde ich schon nachgiebig werden, meinte sie, und wenn die Bannzeit um sei, ihren Willen erfüllen. Jetzt ist die Zeit ihres Bannes umlaufen und ich bin wieder Mensch wie vorher, nehmt mir die lästigen Geschichten vom Leib. " " Es geht Einem eben immer am besten, wenn man den Alten folgt; aber Euere Großmutter hat's Euch doch zu arg gemacht. So behüt Euch Gott und machet, daß Ihr es mit Euere Großmutter nicht wieder verderbt, es könnte wieder die alte Geschichte geben. "

Der Student ging zurück zur Stadt und der Mann trug die Rückkörbe nun selbst heim. Abends wurde der Werth des Esels verzehrt, und weil der Wirth dieses



Dich kenn' ich wohl, dich kauf' ich nicht!

Thier nicht brauchen konnte, ließ er es am nächsten Markt zum Verkaufe ausstellen. Der Mann, dem der Esel abgepreßt worden, mußte wieder einen haben und kam auch auf den Markt. Als er dort seinen Esel erblickte, rief er: " Was habe ich dir gesagt? Hast deiner Großmutter schon wieder nicht gefolgt? Dich kenn' ich wohl, dich kauf' ich nicht! "

## Der Besuch des Kurfürsten.

Auf einer Rundreise des Kurfürsten durch sein Land wollte er auch in den Marktflecken N. kommen. Er verbitte sich jedoch, ließ er hinschreiben, alle Empfangsfeierlichkeiten, nur eine kleine Erfrischung wolle er annehmen. Aber das verursachte im Flecken kein geringes Kopfzerbrechen. Auf die Ehrenpforten und Festungsfrauen wollten die Mannen gerne verzichten, wäre nur herauszubringen gewesen, was der Herr mit der kleinen Erfrischung eigentlich meinte. Die Rathssitzungen, die hierwegen gehalten wurden, brachten immer noch mehr Wirren in die Meinungen hinein, insbesondere da der Schultheiß seine eigene Ansicht hierüber noch nie kund gegeben hatte. Es war die letzte Sitzung anberaumt und dieser Punkt immer noch in Dunkel gehüllt. Nun erhob sich der Schultheiß. „Was seht doch Ihr für Mannen,“ hub er an, „wäre ich nicht das Haupt unseres Ortes, es stände wahrlich schlimm, und der Wunsch unseres hohen Fürsten käme nie zur Erfüllung. Denkt Ihr nicht daran, daß der Herr Kurfürst ein dicker Herr zu sein geruhen, und daß wir alleweil in den Hundstagen sind? Der Herr Kurfürst wollen hier abgekühlt sein, daß Hochdieselben wieder frisch werden in der argen Hitze. Also gleich muß die große Feuerspritze heraus, blank gepuzt, frisch eingedöht und morgen an des Felsenwirths Brunnen, wo das kühlste Wasser unseres Dorfes ist, gefüllt werden.“ „Aber, was wir für einen Schulzen haben;“ hieß es nun im Orte, „der kann die Schrift auslegen, wie kein Anderer.“

Der Tag der landesherrlichen Ankunft war gekommen, die ganze Gemeinde auf dem Marktplatz versammelt. In einiger Entfernung von der Menschenmenge mitten auf der Straße stand, wohlgefüllt und mit den kräftigsten Männern an den Hebeln des Pumpwerks, die große Feuerspritze mit glänzendem Wendrohr. Der oben auf der Spritze stehende Schultheiß ermahnte vielleicht schon zum zehntenmal: „Aber das sage ich Euch, daß Ihr nicht eher losläßt, als bis ich kommandire: fertig, los!“ Und Du am Wendrohr nur scharf gezielt!“

Endlich nach Stunden langem Harren eilten die ausgestellten Posten heran. „Er kommt! er kommt!“ Und er kam ganz behaglich in die Kissen seines offenen Kutschenwagens zurückgelehnt, seine Meerschammpfeife rauchend, auf dem Marktplatz angefahren; etwa 30 Schritte von der Feuerspritze entfernt wurde Halt gemacht. Die Glocken läuteten, die Häupter entblöhten sich und der Jubelruf schallte: „Vivat hoch, der Kurfürst soll leben!“

Mitten im Hochrufen kommandirt der Schultheiß: „Fertig, los!“ Und es ging los. Als ob sich, wie zu Noahs Zeiten die Schleusen des Himmels aufgethan hätten, so ergoß sich in wohlgezieltem Strahl Wasserwoge auf Wasserwoge über das Haupt des arglosen Fürsten. Im Handumdrehen glich die Kutsche einer bis zum Ueberlaufen angefüllten Badewanne; die erfrischende Abkühlung war eine gründliche, selbst für die Hundstage.

Vor Schrecken starr und unter dem Wasserschwall fast erstickend stöhnte der Kurfürst: „Herum, Kutscher, herum!“ Die Kutsche drehte sich und der Schultheiß rief: „Brav Ihr Männer! Von vorn hat er genug, jetzt von hinten drauf!“ Und so geschah es.

Doch sofort eilte die Kutsche zum Städtchen hinaus, was die Pferde ergaloppiren konnten.

„Sagt Ihr Männer, wird Ihre Hoheit genugsam erfrischt sein?“ fragte der Schulze von der Spritze herab. „Besser hätte man in der Stadt nicht machen können, unser Schultheiß lebe hoch!“ rief die Menge. Berauscht von Wonne flog der Schulze herab und ließ sich vom Lobe seiner Untergebenen beräuchern.

## Kurze Waare.

Zu jener längst vergangenen Zeit, da man die Köpfe der Schulkinder mit allerlei nichtsnutzigem Zeug anfüllte, ward in der Alltagschule auch die Geographie der Balkanhalbinsel behandelt. Hernach mußten die Schüler niederschreiben, was sie davon noch im Gedächtniß behalten hatten, und da erinnerte sich ein Mädchen nicht mehr genau an den Satz des Lehrbuches: „Der Fluß Vardar, welcher durch Mazedonien fließt, stürzt sich bei Salonichi in's Meer.“ Es schrieb daher in aller Unschuld: „Der Fluß Vardar läuft durch Mazedonien und stürzt sich in — den Salmiak.“ —

Das bekannte Bärbele, welches viel in landwirthschaftlichen Schriften liest, ist an einem Februar morgen, wo frischer Schnee lag, früh aufgestanden und in den Garten gegangen. Ein Viertelstündchen später kommt der Mann und sieht seine unermüdlige Hausfrau mit dem Rechen auf den Schnee hanthieren.

„Herr Jesus,“ lacht er, „was machst jetzt du wieder einmal da?“

„Was im Gartenbuch steht,“ trozt das Bärbele. Es sagt: „Man muß die Rüblein auf den Schnee säen.“ Und so eben bring' ich mit dem Rechen den Samen unter.

### Verbesserung.

In einer Schilderung der Schlacht im Shenando-Thale schrieb ein Krieger der amerikanischen Nordstaaten: „Da fiel unser tapferer Hauptmann. So eilig unser Marsch war, deckten wir doch einige Schaukeln Erde über seine Leiche und warfen etliche Nasenstücke über dies oberflächliche Grab.“ — Eine Zeitung druckte diesen Bericht ab; der Setzer aber setzte „Nosenstöcke“ statt „Nasenstücke.“ Hierüber zur Rede gestellt, bemerkte er: „Absichtlich hab' ich „Nosenstöcke“ gesetzt; es macht sich ja viel schöner als bloße „Nasenstücke.“ —

### Wo ist Madame?

Ein Zahnarzt klingelt an der Gangthüre. Die Stubenjungfer öffnet. „Ist Madame zu sprechen?“ „Nein sie ist ausgegangen.“ „Seltsam!“ murt der Arzt. „War doch auf diese Stunde bestellt, ihr das neue Gebiß einzusetzen.“ „Ah so!“ erröthet die Jungfer. „Für diesen Fall ist Madame gleich da in diesem Zimmer.“

### Gedenket der hungernden Vögelein!



Seig dich ja nicht an dem Fenster, liebe Frau; die armen Thierchen haben fürchterlichen Hunger.

### Die Wessenberg-Gallerie in Konstanz.

Es ist die schöne Aufgabe der Kunst, dem Menschen nach den mannigfachen Drängnissen des Alltagslebens eine Erholung zu bieten und ihn das Lästige und Beschwerliche seines Berufes spielend vergessen zu machen. Wer von uns allen, lieber Leser, wüßte nicht aus eigener Erfahrung von diesem ihrem wohlthätig erheiternden Einfluß zu berichten, und wer würde nicht aus voller Ueberzeugung den Ausdruck unseres Dichters bekräftigen, daß das Leben ernst, die Kunst aber heiter sei.

Deßhalb hat man die Kunst auch seit den allerältesten Zeiten für etwas Göttliches gehalten. Froher Lebensmuth, Freude an der Arbeit, harmloses Genießen sind in ihrem Gefolge. Was kann es daher Wünschenswertheres geben, als wenn die Segnungen der Kunst eindringen tief, tief in das Herz des Volkes? Was wäre erstrebenswerther, als daß im engeren Kreise der Familie auch die Künste ein gastliches Heim finden? Den unsterblichen Göttern alter Heidenfagen gleich, werden sie die Gastfreundschaft der sorglichen

Wirthe durch die herrlichsten Geschenke belohnen. — Für diesen innigeren Verkehr mit den Menschen ist von jeher eine Kunst auserwählt gewesen und, wie Gesang und Handhabung der Leier schon bei den Griechen für ein Erforderniß feinerer Bildung galten, trifft man heutzutage das Klavier, zumal in den Städten, überall, wo die Verhältnisse einer Familie diesen Luxus nur irgendwie gestatten. Wer wollte nun leugnen, daß eine stille Hausmusik die oben angedeutete Aufgabe der Kunst oft besser erfüllt, als das geschulteste Orchester vor einem anspruchsvollen, übersättigten Publikum? Wer aber würde nicht auch zugeben, daß das Abriechen der Unbegabten zu einem seelenlosen, nachbarnstörenden Getöse eine Verirrung des Zeitgeschmacks sei, die um so entschiedener bekämpft werden sollte, als gerade bei der Musik die Gefahr nahe liegt, den Geist von praktischem Anschauen zu einem undeutlichen, verschwommenen Gefühlswesen überzuleiten. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird im Allgemeinen viel zu viel Zeit auf die Musik verwandt, während andere Künste, die mit großem Vortheil für die allseitige Geistesbildung in den Erziehungsplan aufgenommen werden könnten, immer noch nicht zur vollen Würdigung gelangt sind. Wir denken dabei in erster Linie an die bildende Kunst, vor allem an die zeichnende.

Der bildende Künstler muß die ihn umgebenden Dinge mit scharfem Auge betrachten, muß mit schnellem Blicke ihre Eigenthümlichkeiten erfassen und mit sicherer Hand sie wiederzugeben verstehen. Das sind aber Eigenschaften, die ein Jeder im Leben gebrauchen kann und eine Anweisung, dieselben zu erwerben, wird auch für denjenigen von unschätzbarem, dauerndem Nutzen sein, der eine hervorragende Anlage für die Kunst nicht besitzt. Lernet er auch nicht malen und zeichnen, so lernet er doch sehen und vergleichen und wird außerdem seinen Mitmenschen durch seine Versuche nicht lästig. Vermag er selbst nichts Erfreuliches zu schaffen, so hat er doch einen sicheren Maßstab für die Beurtheilung fremder Leistungen gewonnen und seine Sinne geschärft. Die Durchschnittshöhe der Leistungen eines methodisch geleiteten Zeichenunterrichts würde zudem eine bedeutend höhere sein, als die der heutigen, nach so vielen Tausenden zählenden Klavierstümper. Richtig zeichnen muß ein Jeder lernen können, und auch der gute Geschmack ist bis zu einem gewissen Grade lehrbar. Ein geschulter Blick wird mit Zuhilfenahme weniger mathematischer Kenntnisse sogar perspektivisch richtige Aufnahmen zu machen im Stande sein, ohne deshalb schon ein Kunstwerk zu liefern. Einen wie großen Vortheil aber eine derartige Bildung

für die allerverschiedensten Lebensverhältnisse bieten würde, liegt auf der Hand.

Neben unausgesetzten Bestrebungen für die Hebung des Zeichenunterrichts an allen öffentlichen Bildungsanstalten wird aber nichts mehr dazu beitragen, die Empfänglichkeit und den Sinn des Volkes für die bildende Kunst zu wecken, als das Vorhandensein öffentlicher Gallerien und Kunstsammlungen. Wo solche daher vorhanden sind, soll das Publikum dieselben fleißig benutzen. Sie werden ihm eine Quelle des reinsten und edelsten Genußes werden. Gleichzeitig soll es aber auch bedenken, daß dergleichen Institute keinen hohlen Luxus vorstellen, vielmehr Schätze zu vergleichen sind, die mit reiblichem Bemühen, nicht ohne Anstrengung gehoben sein wollen. Einen solchen Schatz nun birgt auch unsre liebe Bodenseestadt, das altherwürdige Konstanz und der „Wanderer“ hat sich vorgenommen, seinen Lesern bei der Gewinnung desselben etwas an die Hand zu gehen.

Dem weithin sichtbaren Wahrzeichen des Ortes, dem herrlichen Münster gegenüber liegt, nahe an der Ecke, welche die große Wessenbergstraße mit der Kaggasse bildet, ein stattliches dreistöckiges Gebäude, dem eine kolossale Portraitbüste in geschmackvoller Nische zur Zierde gereicht. Es ist das „Wessenberghaus“ und jene Büste das Bild des Mannes, welcher einst das Haus bewohnt und die darin befindlichen Sammlungen angelegt hat. Das Haus, von Wessenberg bis zu seinem Tode bewohnt, war ehemals ein sog. Domherrenhof, fiel bei Aufhebung des Bisthums Konstanz an das Domänenärar und wurde vor einigen Jahren von diesem der Stadt Konstanz käuflich überlassen. Die Sammlungen bestehen in der bedeutenden Bibliothek, einer Gemäldegallerie und einer Kupferstichsammlung. Die Gemäldegallerie wurde vom ehemaligen Besitzer testamentarisch Sr. königlichen Hoheit dem Großherzog, Bibliothek und Kupferstichsammlung aber der Stadt Konstanz vermacht. Letztere und die Gemäldesammlung wollen wir heute ein wenig eingehender betrachten.

Die Wessenberg-Gallerie ist im ersten Stockwerke des Wessenberghauses untergebracht. Im Jahre 1879 sind durch die Munizipalverwaltung des Großherzogs und die Beihilfe der Stadt wichtige Veränderungen in Bezug auf die Aufstellung der Kunstwerke und die Einrichtung der Lokalitäten ermöglicht worden, so daß uns die Sammlung in würdigem Gewande zu genießendem Verweilen in ihren behaglichen Räumen auffordert.

Nach der Straße zu liegen in einer Front, durch Thüren miteinander verbunden, fünf stattliche Zim-

mer,  
legen  
einen  
von p  
die le  
heben  
dur  
trete  
man,  
größe  
zurück  
kleine  
anged  
gegen  
Fenster  
abger  
findlich  
Blatt  
ragen

W  
nach  
welch  
ist.  
Gemä  
jener  
hindu  
als s  
straße  
Glem  
Italie  
Dverk  
alterli  
Frömm  
ihrer  
köpfe,  
der K  
Farbe  
Selter  
zeige  
zu süß  
Buch,  
stündli  
die al  
Ihre g  
ohne  
Ha  
so keh  
zurück  
Mehr  
Da ist



mer, denen sich, nach dem alten, malerischen Hofe gelegen, zwei hintere anschließen. Die vier ersten haben einen gleichmäßigen, ziemlich dunkel gehaltenen Anstrich von pompejanischem Roth erhalten, von welchem sich die leuchtenden Farben der Gemälde vortheilhaft abheben. Auch die schöne Stukkatur der Plafonds ist durchgehends renovirt. Durch die Eingangsthüre treten wir zunächst in einen größeren Raum, in welchem man, da er die beste Beleuchtung hat, mehrere der größeren Kunstwerke alter Meister, auf die wir noch zurückkommen, vereinigt hat. Eine größere Anzahl kleinerer Bilder sind auf zwei beweglichen Wänden angeordnet; diese werden mit leichter Schrägstellung gegen das Licht an ihrem freiem Ende, der Breite des Fensterpfelers entsprechend, durch einen geschmackvoll abgerundeten Divan verbunden; der zwischen ihnen befindliche Raum aber wird durch eine Gruppe üppiger Blattpflanzen ausgefüllt, welche, den Ruhestitz überragend, eine angenehm dekorative Wirkung thut.

Verlassen wir fürs Erste diesen Raum, um uns nach rechts in das „Ellenriederzimmer“ zu wenden, welches für den Konstanzer von eigenartigem Interesse ist. In ihm hat man nämlich die früher verstreuten Gemälde, Kreidezeichnungen, Entwürfe und Studien jener Künstlerin zusammengestellt, welche viele Jahre hindurch der Konzilstadt als Bürgerin angehörte und als solche den Flur ihres Hauses in der Zollernstraße mit hübschen Wandmalereien schmückte. Maria Ellenrieder vollendete ihre künstlerische Ausbildung in Italien unter dem Einflusse von Cornelius, Veit und Dürer. Besonders der Letztere ist es, an dessen mittelalterlich kirchlicher Anschauung und empfindungsvoller Frömmigkeit sich ihre Anlagen entwickelten. Einige ihrer früheren Arbeiten, besonders mehrere Studienköpfe, zeigen uns die ganz außerordentliche Begabung der Künstlerin und eine Kraft in Formgestaltung und Farbengebung, wie sie bei weiblichen Künstlern zu den Seltenheiten gehören. Ihre späteren Schöpfungen zeigen eine häufig ins Krankhafte ausartende Neigung zu süßlicher Schwärmerei, wie das sogenannte „goldne Buch,“ ein Rahmen voll äußerst sauber ausgeführter stanzbildlicher Aquarellfigürchen, zu deren Erschaffung die alternde Künstlerin ihre Sonntage verwendete. Ihre glaubensvollen, etwas weichlichen Gestalten sind ohne Mühe aus tausenden herauszuerkennen.

Haben wir alles dieses mit gehöriger Ruhe betrachtet, so kehren wir in den oben beschriebenen Eingangssaal zurück und machen es uns auf seinen Polstern bequem. Mehrere große Tafeln fallen uns sofort in das Auge. Da ist eine Madonna mit dem Kinde von Domenichino,

einem alten Italiener, der von 1591 bis 1641 gelebt hat, und dessen Hauptwerke sich zu Rom befinden. Die Farben des Bildes sind bei aller Weichheit von großer Leuchtkraft und die Umrisse, wie die ganze Komposition verrathen die Hand eines hervorragenden Künstlers. Von unbeschreiblichem Liebreiz ist eine heilige Zäzilie, welche dem Mailänder Luini (um 1530), einem Schüler von Lionardo da Vinci, zugeschrieben wird. Die hübschen Engel sind vielleicht eine spätere Zuthat, obgleich sie sich in Kolorit und Ausdruck der Stimmung des Bildes geschickt anschmiegen. Die Heilige selbst zeigt jedoch die anmuthige Schönheit und seelenvolle Innigkeit, welche Luinis Werke auszeichnete, in hohem Grade. — Einer wesentlich andern Zeit und Richtung (französisch-belgische Schule zu Anfang des vorigen Jahrhunderts) gehört ein drittes größeres Gemälde an, welches eine sterbende Kleopatra darstellt. Dieselbe war fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, so daß es eines zweckmäßigen Auffrischungsverfahrens bedurfte, um ihre ursprünglichen Vorzüge nur einigermaßen ahnen zu lassen. Auch jetzt noch stehen die sicherlich übermalten unteren Partien, vor allem die sehr unschönen Hände, in keinem Verhältniß zu den in vollem Licht modellirten Fleischthönen des pathetischen Kopfes und der Brust. — Unter den kleinen Bildern an den Fensterwänden wollen wir nicht versäumen, uns ein Portraitköpfchen von Tizian aufzusuchen. Dasselbe soll ein Bildniß des italienischen Dichters Ariost sein und ist ein Geschenk der Königin Hortense von Holland. Meister Tiziano Vecellio starb 1576 zu Venedig.

Im nächsten Saale läßt uns die Büste des verstorbenen Wessenberg, auf einfachem Postament vor einer dunklen Ebnische, pietätvoll des Begründers der Sammlung gedenken. Bei aller Liebe für die Kunst im Allgemeinen besaß er eine achtenswerthe Vorliebe für das engere Vaterland, vor allem auch für unser liebes Konstanz. Dies beweist uns namentlich die verhältnißmäßig große Anzahl von landschaftlichen Bildern, die sich den Bodensee mit seinen malerischen Ufern zum Vorwurf gewählt haben. Es sind die neueren Meister Moosbrugger und Biedermann, welche nicht müde wurden, den heimischen Gestaden und Gefilden immer neue Schönheiten abzulauschen. So finden wir von Moosbrugger: eine Ansicht von Konstanz, ein „Weersburg mit Fernsicht,“ das Hexenhäuschen bei Bregenz, eine Gegend am Untersee bei Konstanz und eine Landschaft am Ueberlinger-See; von Biedermann: eine Ansicht von Konstanz, Schloß Salenstein u. a.

Auf alle Einzelheiten der Gallerie mit seiner Be-

syprechung einzugehen ist dem „Wanderer“ nicht möglich. Er begnügt sich daher, auf das Wichtigste aufmerksam zu machen und darauf zu vertrauen, daß sich bei wiederholtem Besuch und eingehenderem Studium ein Jeder seine Lieblinge schon selbst herausfinden wird. Für heute seien noch folgende Namen von Meistern aufgeführt, von denen sich Werke unter den Schätzen der Sammlung befinden. Bellini, Lionardo da Vinci (?), Correggio (?), Bassano, Caracci, Albani, Guido Reni, Guercino (ungläubiger Thomas — heilige Theresie); Holbein; Jan Steen (das Abendgebet), Teniers, Gerard Dow, Bachhuysen, Bergham; Rafael Mengs. — Ein gewisses historisches Interesse gewähren noch einige Genrekompositionen von Seefuß, der in der Jugendgeschichte Göthes (vgl. Wahrheit und Dichtung) eine Rolle spielt. Verschiedene Kopien nach Rafael bilden für uns den Uebergang zur Sammlung der Kupferstiche, Lithographien und Zeichnungen, welche im großen Zimmer Nr. 5 und einem kleineren Hintergemach aufbewahrt werden. Hier können wir die größten Kunstwerke aller Zeiten in der Wiedergabe durch zum Theil sehr werthvolle Kupferstiche studiren, welche unter Glas und Rahmen die Wände bedecken, während andre, nach Schulen geordnet, große Mappen füllen, die auf den Tischen in der Mitte des Saals ausgelegt sind. Auch hier gilt es ein liebevolles Vertiefen ins Einzelne, dem ein lohnender Erfolg nicht ausbleiben wird.

Werfen wir zum Abschied noch einen Blick in das Wohnzimmer Wessenbergs, dessen Einrichtung seit dem Tode des Prälaten dieselbe geblieben ist. Höchste, anspruchslose Einfachheit herrscht hier vom schmuclösen Arbeitstisch bis zum Feldbett, auf dem er seine Nächte zubrachte. An den Wänden zahlreiche Portraits von Fürstlichkeiten und Heroen der Wissenschaft, auf dem niederen Ofen eine Büste Pestalozzis, in einem Glashafrank die Abzeichen seiner hohen geistlichen Würde.

Hiermit schließt der „Wanderer“ seine Winke für die Würdigung der Kunstausstellungen im Allgemeinen und der Konstanzer Wessenberg-Gallerie im Besonderen. Ist letztere auch „keine von den großen“ — sie birgt etwa 200 Gemälde und ebensoviel eingerahmte Kupferstiche — so gibt sie doch einen Ueberblick über die verschiedensten Schulen und Richtungen der Malerei. Keiner sollte daher bei einem Aufenthalt in der alten Constantia versäumen, auch ihrer Bildergallerie einen Besuch abzustatten, und vor Allem sollten die Einwohner der Stadt das ihnen gebotene Gute möglichst fruchtbringend verwertzen. Dann wird das Vermächtniß des großen Todten nicht nur den durchreisenden Fremden ein Gegenstand flüchtiger Anregung sein, sondern auch den Umwohnenden und Einheimischen eine nie versiegende Quelle reinen Genusses und erfolgreicher Belehrung!

## Der Entgleisungsknopf.

**W**enn Jemand sich freute, endlich das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, so war es der Partikulier Herr Feodor Duabelmeier. Seines Berufes Reisender, hatte er die größte Zeit seines Lebens auf der Eisenbahn und den Postwagen verbracht, wobei er als tüchtiger Geschäftsmann sowohl im Interesse seines Chefs, als auch um das Nachtquartier zu sparen, stets die Nachtzüge benutzte, so daß er sich schließlich der Fähigkeit erfreute, im Koupé und Wagen wie ein Dachs schlafen zu können. Obgleich Duabelmeier dabei dick und fett wurde, war doch sein Ehrgeiz darauf gerichtet, sich zur Ruhe zu setzen, und als plötzlich eine alte Tante starb, sah er seinen Wunsch erfüllt. Die verbliebene Frau hinterließ ihm neben Haus und Garten in einer kleinen Stadt noch so viel an baarem Vermögen, daß er seinen Ansprüchen an das Leben

vollkommen genügen konnte. Er setzte sich zur Ruhe, wurde Mitglied der Ressource, betheiligte sich am Regal-Klub und führte im „goldenen Lamm“ als vielgereister Mann das größte Wort. Aber keine Rosen ohne Dornen. Auch Duabelmeier hatte seine Achillesferse, auch er mußte an sich die ewige Wahrheit erkennen, daß dem Sterblichen das wahre, das vollkommene Glück von den Göttern versagt ist. Duabelmeier konnte nicht schlafen; ihn floh Morpheus. Wenn die ganze Stadt in süßem Schlummer lag, wälzte er sich ruhelos auf seinem Lager und mit Haß und Ingrimm hörte er das Schnarchen des Nachtwächters auf der Straße; teuflische Freude hingegen füllte seine Seele, wenn die Nachbarn auf die Klagen schimpften, welche ihre nächtlichen Konzerte auf den Dächern vollführten. Was brauchen andere zu schlafen, wenn er wachen mußte. Alles hatte er probirt, um

Schla  
pathie  
Berger  
mit G  
die Be  
Sand  
bei d  
thaten  
förner  
Duabb  
die im  
behagli  
sen, ber  
jezt auf  
Besuch  
ner un  
über M  
ihm, f  
ein n  
Trost,  
Gast in  
len Hau  
falls nic  
sen konn  
nes Fa  
hielt er  
gramm,  
ihn eilig  
einer am  
Ende  
Deutschl  
legenen  
rief. Er  
den Kou  
blieb 36  
den auf  
senbahn,  
ter zwei  
Rückreis  
Mensch  
Sofort  
tation. I  
an Schla  
besonder  
„Nachtz  
Da die  
meier nur  
Billet K  
zurück.  
erzählte

in das  
eit dem  
höchste,  
schlofen  
Nächte  
s von  
af dem  
Glas-  
Bürde.  
ke für  
Allge-  
rie im  
rofen"  
einges-  
erblick  
en der  
halt in  
Bilder-  
a soll-  
e Gute  
rd das  
durch-  
egung  
heimis-  
s und

Schlaf zu erzwingen. Bei Allo-, Homöo-, Hydro-  
pathie, bei Daubig, Hoff hatte er Heil gesucht.  
Vergebens. Als freiwillige Botenfrau hatte er sich  
mit Gewalt ermüden wollen. Nutzlos hatte er sich  
die Veine wund gelaufen — er wachte. Holz hacken,  
Sand karren, nichts half; als Handlanger hatte er  
bei den Maurern Steine zugetragen, alle Knochen  
thaten ihm weh; aber der Gott, welcher überall Wohn-  
körner verstreut, an seinem Lager schwebte er vorüber.  
Quabbelmeier schlief nicht. Seine alten Konkurrenten,  
die immer noch auf Reisen gingen und unterwegs  
bebaglich schliefen, beneidete er  
jetzt aufs höchste. Besuchte ihn ei-  
ner und blieb über Nacht bei  
ihm, so war's ein wahrer  
Trost, daß der  
Gast in dem stil-  
len Hause eben-  
falls nicht schlaf-  
en konnte. Ei-  
nes Tages er-  
hielt er ein Tele-  
gramm, welches  
ihn eiligst nach  
einer am andern  
Ende von  
Deutschland ge-  
legenen Stadt  
rief. Er benutzte  
den Kourierzug,  
blieb 36 Stun-  
den auf der Ei-  
senbahn, worun-  
ter zwei Nächte, und kam ausgeschlafen an. Die  
Rückreise ging ebenso und wie ein neugeborener  
Mensch traf er in seinem Wohnorte ein.

Sofort stürzte er zu seinem Medikus. Konsul-  
tation. Diagnose: „Zerrüttetes Nervensystem. Patient  
an Schlafen unter erschwerten Umständen gewöhnt,  
besonders an Skandal. Heilung möglich. Medizin:  
„Nachtzüge, womöglich Kourier. Honorar: 7. 50 M.“  
Da die Medizin etwas theuer war, so nahm Quabbel-  
meier nur alle vier Wochen einen Löffel voll, will sagen:  
Billet Kourierzug 2. Klasse, 40 Meilen hin und ditto  
zurück. Aber siehe da — Linderung trat ein. Einmal  
erzählte er seinem Freunde, dem Mechanikus Hebel-

mann, von seiner Krankheit und deren Heilmethode.  
„Dummes Zeug!“ sagte Hebelmann. „Ich will es  
Ihnen billiger machen. Sie sollen ein Eisenbahnbett  
bekommen, in welchem Sie so ruhig schlafen werden,  
wie im Kourierzug von Berlin nach Köln.“ Und  
richtig: nach vier Wochen brachte Hebelmann ein Bett  
seiner eigenen Konstruktion zu Quabbelmeier, welches  
von Weitem aus sah wie ein Folterinstrument mittlerer  
Güte, so viele Hebel, Räder zc. waren daran. Hebel-  
mann zeigte, wie durch das Drücken verschiedener  
Knöpfe die Bewegungen und das Geräusch des Eisen-



Plötzlich gab es einen Stoß, das Bett bäumte sich und schleuderte ihn mit Gewalt heraus.

bahnzuges, das Schlagen der Thüren, das Pfeifen und  
Stöhnen der Lokomotive hervorgerufen wurde, und  
Quabbelmeier konnte kaum den Abend erwarten, um  
Probe zu schlafen. Der Vorsicht halber intonirte er  
zuerst einen Bummelzug und schlief sanft. Als er aber  
das Kourierzugregister zog, schnarrte er wie eine  
Schrotsäge, und seit Jahren hat ihm die Morgen-  
Zigarre nicht so geschmeckt, als nach dieser häuslichen  
Eisenbahnfahrt. Vergnügt zahlte er die Patentlizen-  
z und begann ein neues Leben. Er wurde heiter, lustig,  
jovial, und je nach der Jovialität und dem Rothwein-  
pegel seines Magens zog er Abends die Register seines  
Eisenbahnbettes. Eines Abends hatte es im „Goldenen

Lamm" eine neue Sorte gegeben, und man war etwas lustiger als sonst gewesen. Quabelmeier hielt es daher für nothwendig, mit voller Kraft zu schlafen. So stellte er den Erpreßzug mit doppelten Maschinen ein und entdeckte hierbei am linken vorderen Bettfuß einen Knopf, den er früher nicht gesehen hatte, welchen er nun ebenfalls zog. Er ging zu Bette, ließ abläuten und legte sich, wie gewöhnlich, auf die linke Seite. Alles ging gut. Das Bett rüttelte und schüttelte, die Pfefse pfliff, Thüren wurden auf und zugeschlagen; bald schlief Quabelmeier wie ein Murmelthier. Plötzlich gab es einen Stoß, dann noch einen, er fühlte sich emporgehoben, umhergewirbelt, das Bett wurde lebendig, es bäumte sich auf und schleuderte ihn mit

einer Gewalt heraus, daß ihm alle Rippen krachten. Er machte Licht. Das Bett lag auf der Seite, war aber unbeschädigt. Da er aber dem Dinge nicht traute, brachte er den Rest der Nacht auf dem Sopha zu und eilte am nächsten Morgen zu Hebelmann. Hebelmann hörte alles ruhig an, fragte nach diesem und jenem, und schließlich auch: „Haben Sie etwa den Knopf am vorderen linken Bettfüße gezogen?“ „Ja!“ „Nun freilich ist mir die Sache klar: Das war ja der Entgleisungsknopf!“ Seitdem schläft Quabelmeier je nachdem im Bummel-, Schnell-, Eil- oder Kourierzug. Der Entgleisungsknopf wird nur dann gezogen, wenn ein alter Konkurrent zu Besuch ist und das Eisenbahnbett probiren will.

## Erinnerung an das Eisjubiläum des Bodensees 1880.

**D**aß das flüssige Element des Wassers sich in den festen Körper des Eises verwandelt, ist an sich schon ein merkwürdiger Vorgang, der nur deswegen unsern Geist nicht weiter beschäftigt, weil wir ihn alle Jahre in kleinsten und nächsten Kreisen zu sehen gewohnt sind. Wenn aber eine gewaltige Wassermasse, wie unser Bodensee, sich mit einer Eiskruste bedeckt, wenn Tausende sich gefahrlos über dem drohenden Abgrund einer bis zu 300 Meter betragenden Tiefe herumtummeln, wenn man durch eine glasartige, dünne Kruste von wenigen Centimetern von jenem Abgrund geschieden, den Eindruck bekommt, als vermöge man auf dem Wasser zu wandeln — wenn die Verbindung von 5 Uferstaaten plötzlich durch einen stillen Nachtspruch der Naturkräfte gehemmt wird und wir uns von den blühenden, belebten Gestaden des Schwäbischen Meeres mit Einem Schlage in jene eisigen Polarregionen versetzt glauben, von denen wir bisher nur durch die Beschreibungen kühner Nordpolfahrer und ein unsicheres Bild entworfen haben: dann ist in der That ein Ereigniß eingetreten, dessen Erinnerung dem Gemüthe der Mitlebenden sich tief eingepägt hat, dessen Gedächtniß auch der Zukunft aufbewahrt zu werden verdient. Wohl gefriert der seichtere Untersee, der die Gestade der Reichenau umgibt, fast alle Jahre, wohl tummeln sich Schlittschuhläufer alljährlich auf den einen und andern gefrorenen Seebuchten, aber ein annähernd vollständiges Gefrieren des Sees von einem Ufer zum andern, die Möglichkeit, den See, sei es der

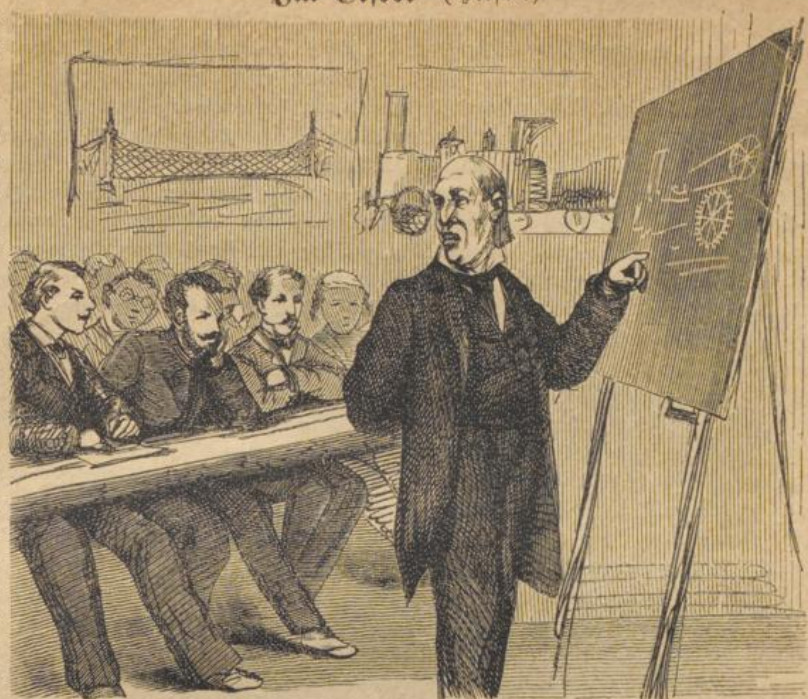
Länge oder der Breite nach zu überschreiten, ist ein Ereigniß, das nicht alle Jahre eintritt. Man hat gefunden, daß dasselbe in den letzten tausend Jahren etwa 26 mal, also im Durchschnitt in einem Jahrhundert zwei bis dreimal eingetreten ist. Indes können solche Eisjahre oft rasch nacheinander und in einem Jahrhundert 5 bis 6 mal eintreten, wie dies von den Jahren 1512, 1553, 1565, 1571, 1573 berichtet wird, während auf der anderen Seite wieder längere Pausen stattfinden. Von dem ganzen vorigen Jahrhundert ist kein einziger Fall bekannt und vom Jahre 1695 bis 1830 war eine Pause von 135 Jahren eingetreten, innerhalb deren der See nicht ein einziges mal überfroren war. In vieler Lebender Erinnerung ist noch der kalte Winter des Jahres 1829 auf 30 und das vollständige Gefrorensein des Sees im Februar 1830. Die Kälte dieses strengen Winters hielt vom 26. Dezember 1829 nahezu 2 Monate an. Sie erreichte in den ersten 3 Tagen des Februars ihren Höhepunkt mit 22—24 Grad R. unter Null. Am 3. Februar war die weite Fläche des Sees ganz zugefroren. Anfangs wurde der See nicht bloß von Ueberlingen nach Dingelsdorf, von Meersburg nach Konstanz, sondern auch von Langenargen und Lindau nach Norschach von einzelnen kühnen Personen überschritten; bald bewegten sich Hunderte von Personen, Schlitten und Wagen auf dem See nach allen möglichen Richtungen. Um die Mitte des Monats Februar wurde zwischen Langenargen und Norschach, von beiden Seiten angefangen, ein Kanal gegraben, da die Früchte

chten.  
war  
raute,  
a und  
mann  
enem,  
Knopf  
„Nun  
Ent-  
meier  
urier-  
zogen,  
d das  
  
ist ein  
hat ge-  
n etwa  
undert  
solche  
Jahre-  
on den  
richtet  
längere  
Jahr-  
Jahre  
Jahren  
in ein  
Grin-  
auf 30  
Februar  
lt vom  
Sie er-  
ihren  
. Am  
anz zu-  
os von  
g nach  
Lindau  
n über-  
rfonen,  
a mög-  
Februar  
n beiden  
Früchte

in Rorschach einen be-  
denklichen Aufschlag er-  
litten, und mehrere  
Transportschiffe mit  
Früchten machten —  
freilich mit Mühe und  
Noth den Weg durch die  
geöffnete Gasse. Bis  
zum 22. Februar gingen  
immer noch Einzelne hin  
und her über das Eis.  
Im Jahr 1880 waren  
es also gerade 50 Jahre,  
seitdem jenes Ereigniß  
eingetreten war.

Wir können demnach  
mit vollem Rechte sagen,  
daß in diesem, von uns  
erlebten Jahre der See  
sein 50 jähriges Eisjubiläum  
gefeiert hat. Beson-  
ders merkwürdig wa-  
ren in diesem Jahre die  
Temperaturverhältnisse.  
Das Maximum der Kälte  
fiel auf den 16. Dezem-  
ber mit  $-18^{\circ}$ , und im  
November und Dezem-  
ber war zusammen eine Kälteperiode von 33 Tagen.  
Aber erst lange nachher trat das Ereigniß ein. Ja, am  
29. Dezember war vollständiges Thauwetter einge-  
treten, so daß Manche die Winterkälte überhaupt für  
gebrochen hielten. Vom 19. Januar an kehrte der  
Winter mit neuer Macht zurück; aber die Anfangs  
Februar herrschenden Westwinde ließen eher ein neu  
eintretendes Thauwetter vermuthen. Inzwischen hatte  
eben der See seine Zeit gebraucht, um die noch vom  
Sommer her behaltene Wärme bis gegen den Grund  
hin abzukühlen und die Temperaturunterschiede zwi-  
schen sich und der äußeren Luft auszugleichen. Die bei  
vollkommener Windstille Ende Januar und Anfangs  
Februar eintretenden, dem dampfenden See entsteigen-  
den Nebel ließen diese Wärmeausstrahlung des Sees  
deutlich erkennen und mehr und mehr wuchsen die Eis-  
flächen der gefrorenen Buchten, um sich gegenseitig die  
Hand zu reichen und auf eine ganz andere Weise, als es  
sonst durch Menschen- und Maschinenkraft geschieht,  
die entgegengesetzten Ufer zu verbinden. Am 2. Februar  
wurde die letzte Fahrt von Friedrichshafen nach Lindau  
von dem Dampfschiff „Eberhard“ unternommen; das

### Im Eifer. (Hörfaal).



Professor: Meine Herren! Diese Konstruktion hat eine große Zukunft hinter sich.

Schiff kam aber nur bis in die Gegend von Wasser-  
burg und das letzte Boot „Wilhelm“, das den Weg  
von Friedrichshafen nach Konstanz am 3. zurücklegte,  
konnte den Rückweg nicht mehr antreten und froz fest,  
wie seine Schwester Bavaria und die andern im Hafen  
liegenden Schiffe. Merkwürdig waren aber die Tem-  
peraturverhältnisse noch in anderer Beziehung. Denn  
während da unten die Schiffe in wahren Polarsfahrten  
durch die unter Krachen überwältigten Eismassen sich  
durcharbeiten mußten, während auf dem Lande die  
Neben und Obstbäume erfroren und manch verirrter  
Wanderer ein Opfer des Erfrierens wurde: drang von  
den Alpen her die märchenhafte Kunde, daß da oben,  
auf der Ebenalp und an schneefreien Partien des Säntis  
die Enzianen blühen und selbst in dem viel niedrigeren  
Gais und andern, dem See nah gelegenen Bergdörfern  
herrschte eine so milde Frühlingstemperatur, daß man  
die Leute in Hemdärmeln sich des warmen Sonnen-  
scheins erfreuen sah und die Züricher auf ihrem Nelli-  
berg den Kaffee sich im Freien schmecken ließen. Als  
nun am 6. Februar gegen Mittag die Sonne auch  
unten am See den dicken Nebelschleier zerriß, stellte

sich den erstaunten Blicken der Anwohner der ungewohnte Anblick dar, wie der See mit einem unabsehbaren Eispiegel bedeckt war. Die Dicke des Eises betrug an diesem Tage in der Mitte des Sees erst 4 Ctm. Am 7. und 8. Februar war die Eisdecke mit Ausnahme von wenigen lang gezogenen Spalten und einzelnen Partien an den Flußmündigungen geschlossen. Am 8. Februar zeigte das Eis eine Dicke von 8—10 Ctm., welche am 15. bis auf 14 stieg; ja an einzelnen angeschwemmten Eisschwemmen konnte nachher eine Dicke von 18 Ctm. gemessen werden. \*) Von einer Ueberschreitung des Sees mit Wagen konnte bei dieser, doch verhältnißmäßig geringen Stärke des Eises keine Rede sein. Ja auch Fußgänger und Schlittschuhläufer fanden allenthalben gegen die Mitte des Sees zu offene Stellen und Spalten, die ihren Erkursionen dieselben Schwierigkeiten bereiteten, wie die Gletscherspalten unsern Alpenflubbiisten. Eine bemerkenswerthe Ueberschreitung des Sees wurde am 7. und 8. Februar zwischen Hagnau und Altnau ausgeführt. Samstag den 7. Februar um 10 Uhr Vormittags machten sich 9 mutige Männer von Hagnau, trotz der Thränen von Frau und Kindern, auf den Weg nach dem gegenüberliegenden Schweizerufer, das dort 7 Kilom. weit entfernt ist. Mit eisernen Hacken, einer langen Stange und Leiter versehen, kamen sie glücklich auf dem Eise bis in die Mitte des Sees. Der herrschende Nebel zwang sie, mit dem Kompaß sich zu orientiren. Offene Stellen mußten mit der Leiter überschritten werden. Mehrere mal brachen sie ein, und ihre Lage wäre bedenklich geworden, wenn nicht ihre Hornsignale vom Schweizer Ufer gehört worden wären. Wackere Schiffer von Altnau und Landschlacht kamen mit einer Gondel, die bald auf dem Eise geschoben, bald durch das eingeschlagene Eis und die offenen Stellen gezogen wurde, den Bedrängten zu Hülfe und brachten sie glücklich an das Schweizer Ufer. Der ganze Uebergang hatte 6 Stunden gedauert. Am Tage darauf gaben 8 Thurgauer den Hagnauern das Geleite zur Rückkehr auf den badischen Boden. Der Uebergang war leichter als am Tage zuvor, da manche der offenen Stellen während der Nacht zugefroren waren. Immerhin kamen sie wiederum an

\*) Tragfähigkeit des Eises. Wenn das Eis eine Dicke von 4 Ctm. hat, so trägt es das Gewicht eines einzelnen Mannes. Bei 8 Ctm. kann Infanterie in Reih und Glied, aber in gebrochenem Schritt, darüber passiren. Für Kavallerie und leichte Feldstücke nimmt man eine Dicke von 11—16 Ctm. an, und wenigstens 20 Ctm. für die Reservestücke. Bei 40 Ctm. und darüber hinaus widersteht das Eis dem Druck der schwersten Lasten.

eine offene Stelle, die sich in unabsehbare Weite erstreckte. Endlich gewannen sie, lange an derselben hinschreitend, eine so schmale Stelle, daß diese mit der Leiter überschritten werden konnte. Um 1/2 11 Uhr abgegangen, erreichten sie gegen 2 Uhr das Ufer, wo sie, wie die mitgebrachten Gäste, von der zahlreichen Volksmenge herzlich empfangen wurden. An demselben Tage waren auch in Zinnenstaad 4 Mann von Kefwyl her angekommen. Als aber Tags darauf die Thurgauer wieder über den See nach Altnau zurückkehren wollten, fanden sie weithin offenes Wasser und mußten auf großem Umweg über Meersburg und Konstanz theils zu Lande, theils auf dem Eise den Rückweg bewerkstelligen. Jene 4 Kefwylser waren über den See zurückgekehrt, hatten sich aber sowohl am Anfang als am Ende der Fahrt mit Gondeln behelfen müssen. Nicht so glücklich gelangen andere Expeditionen, und es werden uns in den öffentlichen Blättern eine größere Anzahl von Opfern gemeldet, welche, theils bei solchen Ueberfahrten, theils ganz in der Nähe des Ufers, der Bodensee im Jahre 1880 gefordert hat. Bei Wasserburg ertrank am 6. Februar ein Schlittschuhläufer Knabe, das einzige Kind einer Wittve. Am Sonntag den 8. ertranken zwischen Kreuzlingen und Konstanz der 20 jährige, kräftige Maurer Schwarz von Hausen a. d. A. und der Weinhändler Füllemann-Wäger von Steckborn, Vater von 4 Kindern, der in Münsterlingen sein krankes Töchterchen und einen Bekannten in Altnau besucht hatte und dem Ufer entlang nach Konstanz fahren wollte, in der Nähe der dortigen Babanistaten. Tags darauf ereilte einige junge Leute im Alter von 16 Jahren aus Scherzingen, Dito Gassin und Adolf Rütishauser, sowie Heinrich Weid von Almansdorf, einen hoffnungsvollen 18 jährigen Bauarbeiter, bei Staad dasselbe traurige Geschick. Nahe am Rorschacher Hafen ertranken der 14 jährige Rhyner von Goldach, ein Herr Kunkler vom Hause Hößly & Komp. auf Blumenegg, ferner ein St. Galler Herr und in Altnau ein 13 jähriger Knabe, Jakob Widmer, der nur in der Absicht, dem fröhlichen Treiben auf dem See zuzusehen, auf das Eis gegangen war, und wahrscheinlich in dem gegen Abend plötzlich eintretenden Nebel verirrt ist. Wir haben diese Unglücksfälle nicht bloß in der Absicht aufgezählt, um den Verstorbenen ein stilles Denkmal mitfühlender Erinnerung zu setzen, sondern auch als ebenso viele Warnungstafeln für die Zukunft und wenn auch nur Einer unserer Leser dadurch abgehalten werden sollte, sein Leben auf leichtsinnige Weise, in welcher Jahreszeit es auch sei, dem tückischen Element des Wassers

nicht  
reich  
3  
Seit  
Was  
allen  
Mi  
Neig  
ner d  
der W  
Scha  
furt  
schub  
und L  
dem  
Linda  
dann  
rich  
die P  
Meer  
worü  
lage  
ist. W  
die ei  
Linda  
Rhein  
Schw  
Roma  
ströme  
feste w  
dau, in  
wird v  
bige L  
auch d  
hinzu  
bruar  
druck  
nicht er  
die Kl  
Boden  
waltige  
Reifen  
innerun  
Möge d  
ermögli  
füllen!  
dem Se

nuglos zu opfern, so wird unser Zweck erreicht sein.

Indeß wenden wir uns gerne einer heiterern Seite des Eisjubelsumms unsres Bodensees zu. Was war das für ein fröhliches Leben an allen größeren und kleineren Orten des Sees! Wie strömten aus der Nähe und Ferne die Neugierigen, die Schlittschuhläufer, die Männer des Volks, Alt und Jung, und die Männer der Wissenschaft herbei, um das außerordentliche Schauspiel zu genießen. Selbst von Frankfurt kamen Mitglieder des dortigen Schlittschuhklubs und besuchten zuerst den Züricher- und Jüger-, dann den Bodensee, fuhren auf dem geflügelten Kothurn von Bregenz nach Lindau, von da nach Füssen hin und her, dann von Lindau über Wasserburg nach Friedrichshafen, wo nur am Hafen eine offene Stelle die Fahrt unterbrach, dann weiter über Meersburg und die Mainau nach Konstanz, worüber ein ausführlicher Bericht in der Beilage der Allgemeinen Zeitung \*) erschienen ist. Vollgepfropft waren die kolossalen Bäume, die einerseits von Kempten und Ulm nach Lindau und Friedrichshafen, andererseits vom Rheinthal auf der österreichischen und der Schweizer Seite und von Winterthur her nach Romanshorn und Norschach die Menschenströme von nah und fern herbeiführten. Eisfeste wurden veranstaltet in Konstanz und Lindau, in Bregenz und Friedrichshafen. Da brannten, wird von Konstanz berichtet, große Leuchtfeuer, farbige Lampions und wurden Raketen losgelassen, um auch den festlichen Abend zum fröhlichen Tagesleben hinzuzufügen. In Bregenz wurde schon am 2. Februar auf dem Eise die Bodenseezeitung Nr. 1 gedruckt (daß eine Nummer 2 erschienen wäre, haben wir nicht erfahren). Am Tage darauf stellten in Lindau die Küfer der neuen Inselbrauerei auf dem gefrorenen Bodensee,  $\frac{1}{4}$  Stunde vom Lande entfernt, ein gewaltiges Faß zusammen, umgaben es mit eisernen Reifen, pichteten es aus und brannten zur steten Erinnerung das Datum des 3. Februar darauf ein. Möge doch endlich ein gedeihliches Weinjahr es ihnen ermöglichen, dasselbe mit gutem, ächtem Stoffe zu füllen! Am fröhlichsten war wohl das Eisleben auf dem See am Sonntag den 8. Februar.

\*) 6. und 8. März 1880 S. 986 -- 996.

## Schlau.



Jose: Gnädige Frau! Gehen Sie nicht heraus, eine Fledermaus ist in dem Garten.

Ein Bericht von Friedrichshafen \*) schreibt von dort: „Die feste Eisdecke erstreckt sich einen bis zwei Kilom. weit gegen Süden in den See hinein, gegen Südosten und Nordwesten das ganze Ufer entlang. Der Hauptummelplatz der Schlittschuhläufer ist die Fläche vom Kronengarten an bis hinauf über den Landungsplatz am Schlosse, das Eis ist hier spiegelglatt und das Wasser bei dem sehr niederen Stand des Sees nicht gerade tief. Wohl ein paar Tausend Personen von jedem Alter und Geschlecht, Stand und Beruf trieben sich Schlittschuhlaufend, schleifend und bummelnd auf dieser Eisfläche herum. Hier sah man jugendliche Schlittschuhläufer und Läuferinnen, die bald einzeln, bald paarweise, bald in langem, zusammenhängenden Zuge mit Eleganz und Leichtigkeit dahin gleiteten; dort erblickte man Herren von gefestigterem Alter, welchen die graziösen Bewegungen schon mehr Schwierigkeiten machten; Herren und Damen des Schlittschuhlaufens

\*) Oberschwäb. Anzeiger vom 10. Februar 1880.

unkundig, ergöhten sich mit Schleifen, wobei es einzelne und Kompagnie-Ballimente gab, Männlein und Weiblein auf einem Haufen zum Gaudium der Zuschauer. Wieder andere schoben „theure Lasten“ auf Schlitten, selbst auf eisernen Gartenstühlen vor sich her, wobei oft der Diensteifer des Ghemanns oder des Galans die einzelnen Eisrighen nicht gewahr wurde, der eiserne Stuhl zusammenklappte und Geführte und Führer um und über stürzten, Situationen darbietend, die aller Beschreibung spotten. Durstige Seelen hatten Gelegenheit, an Bier und Liqueuren sich zu laben. In der Nähe des Kurstaals produzirte sich am Ufer eine „Musikkapelle“ u. s. w. In ähnlicher Weise wird von Ueberlingen vom 12. Februar \*) berichtet:

„In den Faschingstagen spielte sich manche komische Szene auf dem Eise ab. Die Stammgäste des Löwenhotels schlürften mitten auf dem See ihren Mokka und spielten Tarock oder Schach; ein gastfreundlicher Wirth errichtete auf der Eisbahn auf einem Schlitten eine Schänke und erquickte die matten Eisfahrer mit Wein und Schinken; die städtische Musik ließ daneben ihre lieblichen Weisen erklingen. Dort bewegte sich ein Hochzeitszug über das Eis, hier hüpfen Masken vorüber, immer wieder wechselte das Bild, immer wieder neue Gestalten. Und so bis die Dunkelheit hereinbrach, ja selbst Nachts erscholl noch Gesohl und Tauchzen von dem Eise her. Am Montag machten sich bereits die Wirkungen des Föhnwinds und der Sonnenstrahlen bemerklich: Das Eis bekam da und dort Sprünge, Risse „Bunnen“ oder „Bühnen“ genannt, deren Entstehung donnerähnliches Gedröhn ankündigte, das weithin wiederhallte und Tag und Nacht gehört wurde. Am Dienstag mehrten sich die Eispalten und klappten bisweilen einige Meter weit, so daß der Uebergang über den See mit Gefahr verbunden war.“

An demselben Tage war der See zwischen Arbon, Romanshorn und Friedrichshafen wieder offen, die Schaaren von Seevögeln, schwarze Wasserhühner, Seemöven, alle Arten wilder Enten, Belchen, Taucher, Straußmöven, Komorane u. a. die um Konstanz herum an den offenen Lämpeln ganz matt nach Nahrung auspähten, die den ganzen Tag über Duzendweise geschossen oder mit Angeln, an denen Fische hingen, gefangen und allerorts verspeißt wurden, haben die Ufer wieder verlassen.

Mittwoch den 12. Februar machte das Trajektboot von Friedrichshafen aus die erste Probefahrt einige Kilom. weit in der Richtung nach Romanshorn, die

\*) Badische Landeszeitung vom 17. Februar 1880.

jedoch ihr Ziel nicht an diesem Tage, wohl aber am 13. bei erneuertem Versuche erreichte. Samstag den 14. trat neuer Frost ein, das Eis wurde wieder kompakter. An manchen Stellen waren die Eisschollen massenhaft angetrieben und durch den Druck des Wassers ausgerichtet worden. So wird von Friedrichshafen vom 16. berichtet: Auch das Schwäbische Meer gebärt Eisberge. Ein solcher hat sich beim Königl. Schloß vor dem Pavillon „mon plaisir“ gebildet. Eis tafeln von 7—8 Zoll Dicke haben sich auf eine Länge von mehr als 100 Fuß bis zu einer Höhe von 10 Fuß aufgethürmt. Unter Zischen und Tosen schieben sich die Eis tafeln durch und auf einander. Am 17. Februar machte das Trajektboot wieder eine Fahrt nach Romanshorn und zurück und seit dem 18. regelmäßig 2 tägliche Fahrten, mittelst welcher der Verkehr mit den jenseitigen Linien unterhalten wurde. Vom 21. konnte von Friedrichshafen berichtet werden: Sämmtliche Dampfschiffahrten werden wieder regelmäßig ausgeführt und am 1. März war auch der Bregenger Hafen für den Verkehr wieder geöffnet.

A. Steudel.

Ein unbeholfener Jüngling, der um eine Braut werben sollte, fragte seine Mutter um Rath, was er dabei zu sagen habe, um recht höflich und anständig zu erscheinen.

„Na,“ lächelte die Mutter, „du sagst eben: Wünsche recht schönen guten Morgen, Fräulein Emmeline. Meine Eltern lassen sich Ihnen freundlichst empfehlen. Und dann gibt ein Wort das andere.“

In der gleichen Stunde noch trat der junge Mann hoch erröthend vor die Erwählte seiner Eltern hin und sprach mit tiefer Verbeugung:

„Wünsche recht schönen guten Morgen, Fräulein Emmeline! Meine Eltern lassen sich Ihnen freundlichst empfehlen. Und dann gibt ein Wort das andere.“

Bei einer Schulprüfung wurde ein Junge gefragt, wie viel Finger er an den Händen und wie viel Zehen an den Füßen habe. Nachdem er die erstern gezählt, antwortete er: „An den Händen habe ich 10 Finger; aber die Zehen kann ich jetzt nicht zählen, weil ich heute wegen der Prüfung Schuhe an habe.“

In den Laden eines Käsehändlers trat ein kleiner Knabe mit den Worten: „I hät gern 1/2 Pf. Käse für 40 Rp. aber Ihr solltet mer au vo dem gä, wo nöd dere große Löcher hei, der Vater hed geist, er chönn d'Löcher nöd essa! —“



## Der Pilatusberg.



Der Pilatus ist diejenige mächtige, majestätische Bergpartie zwischen dem Kanton Luzern und Unterwalden ob dem Wald, am westlichen Ufer des Luzerner-Sees (Vierwaldstätter-See), welche sich von Nordost nach Südwest in einer Länge von beinahe 14 Stunden erstreckt und mit dem Nigi viele Aehnlichkeit hat. Er ist in 12 Felszacken gespalten und seine höchsten Kuppen heißen von Ost nach West: Esel 6530', Oberhaupt 6840', Stieglieg 6292', Gemsmättli 6564', Tomlihorn 6565', Widder (Widderfeld) 6858', Rothetozgen (Rothetozotten) 6468', und Gnapp- oder Knäppstein 5911' über dem Meer.

Auf ihm liegt der kleine, von Tannengehölz umgebene Pilatussee, über dem sich sehr oft leichte Nebel bilden, die sich gegen die Gipfel des Berges erheben, wo sie dann entweder über diese emporsteigen und sich zerstreuen, oder an seinen Hörnern und Zacken hängen bleiben und sich schnell zu schwarzen Gewitterwolken verdichten, welche sich hierauf herabsenken und nicht selten mit Donner und Blitz und furchtbaren Wassergüssen entladen. Diese häufige

Naturerscheinung gab in früheren Zeiten unter dem Volke zu folgender Sage, mit der zugleich der Name des Berges in Verbindung gebracht wurde, Veranlassung.

Als nämlich der Landpfleger Pontius Pilatus, aus Verzweiflung über die Verurtheilung des Hellenes Hand an sein Leben gelegt und sein Körper nirgends in der Erde Ruhe gefunden, habe der Satan ihn auf Gottes Befehl auf diesen Berg getragen und dann in dessen einsamen See versenkt. Da hätten ihn Hirten an Freitagen schon oft an den Ufern rastlos wandern gesehen. Komme Jemand aus Neugierde herauf zu seinem nassen Grabe, so ärgere es ihn und der See werde stürmisch; gräßlich aber sei seine Rache, wenn Muthwille sich nahe und man sich gar durch Steinwerfen erfreue, seine Ruhe zu stören; dann entständen die furchtbarsten Gewitter und Stürme aus dem See heraus, die über das Land herabfahren, während der empörte See selbst die Ufer übertrete und große Noth und Schaden in den Ortschaften verursache.

Dieser Aberglaube wurzelte lange Zeit so tief und war

so allgemein, daß der Rath von Luzern im 14. Jahrhundert nicht nur die ernste Mahnung und Warnung erließ, daß kein Mensch sich dem See nähere, sondern sogar noch das Besteigen des Pilatus strenge verbot. Als daher 1387 sechs Geistliche aus Schwaben, Zürich, Luzern und Lenzburg es wagten, den Berg zu ersteigen, wurden sie vom Rath eingesperrt und mußten Urfehde schwören; der Lehenmann auf der Aly im Eigenthal aber mußte eidlich geloben, ja den Weg nach dem See recht zu hüten, damit Niemand hinaufgehe. Auch der Herzog Ulrich von Württemberg, welcher 1518 den Berg besteigen wollte, durfte nicht eher hinauf als bis ihm auf Einkommen vom hochweisen Rath die Erlaubniß dazu ertheilt wurde, und da erhielt er dann noch einen Stadtsnecht mit auf den Weg. Das Gleiche geschah dem berühmten Naturforscher Konrad Gessner aus Zürich 1533. Nachher wurde man etwas milder und bald darauf kam das Verbot ganz außer Kraft; den Todesstoß aber erhielt der Jahrhunderte alte Aberglaube erst durch den würdigen, freisinnigen Stadtpfarrer J. Müller in Luzern 1545; denn als dieser an einem schönen Sommertage sich mit einem zahlreichen Geleite an den verschricenen See hinaus begeben hatte, in den er nach Herzenslust Steine warf mit dem Zuruf: „Pilat wirf aus den Rath!“ blieb der See so ruhig wie zuvor, und als dann ferner gar ein Mann in den See hinein ging und ihn durchschritt, ergab sich noch überdies, daß er nicht wie man bisher glaubte, unergündlich, ja nicht einmal ein See, sondern nur ein Sumpf sei. Im Jahr 1594 befahl alsdann die Regierung von Luzern, den See abzugraben, allein er sammelte sich nachher wieder. Seine Länge ist 154', seine Breite 87', sein Wasser, das ihm von den Felsen herab zusießt, wegen der waldigen Umgebung schwärzlich aussehend, und seine Tiefe, da man ihn an manchen Stellen leicht durchwaten kann, wohl nirgends bedeutend.

Ueberhaupt steht der wie ein vorgeschobener Posten des Hochgebirgs sich über den blauen Spiegel des Vierwaldstätter-Sees erhebende Berg nicht in der geringsten Verbindung mit dem Landpfleger Pilatus, sondern seinen Namen hat er lediglich nur aus dem Lateinischen, entweder von pileatus (mons pileatus, d. i. mit einem Hut bedeckter Berg), weil auf seinem Gipfel beinahe immer eine hutförmige Wolke sitzt, — oder von pila Pfeiler (mons pilatus, d. i. Pfeilerberg), weil das Gebirg in 12 Felszacken zerpalten ist. Wegen seinem zerrissenen Ansehen hieß er deshalb früher auch *Fractmont* (mons fractus der zerklüftete Berg) und noch jetzt trägt ein Theil des Berges, nämlich 2

Alpen, den Namen *Fractmont*. Seine Alpen, auf denen im Sommer über 4000 Stück Rindvieh weiden, sind sehr zahlreich und seine Abhänge mit herrlichen Waldungen besetzt.

Merkwürdig sind: das *Echo* auf der Brändlenalp nicht weit vom Pilatussee, das, besonders wenn man nach der Nelpeler Art singt oder jodelt, überraschend schön von den hohen Felswänden des Gemsmättli, Widderfelds und Tomlißhorns wiederhallt; — der *Gnappstein* auf dem Wängengrate, ein fast haus hoher Felsblock, mit schmaler Unterlage, der früher hin- und herwanke (gnappte), wenn Jemand auf ihn herumschritt, jetzt aber sich nicht mehr bewegt; — die *Dominikhöhle* in einem Felsen beim Widderfeld, an deren Eingang ein Stein so gegen einen andern angelehnt ist, daß er aus der Ferne wie ein Mensch erscheint, der sich auf einen Tisch stützt, welches circa 30' hohe menschenähnliche Gestein von den Bergbewohnern „unser Kornel oder St. Dominik“ genannt wird; — die *Höhle* selbst, die durch den ganzen Felsen hindurch geht, beim Eingang 90' hoch, 28' breit und beim Ausgang, auf der entgegengesetzten Seite, unterhalb der Tomlißalp, wo sie „*Mondloch*“ heißt, weil da viel Mond- oder Bergmilch gefunden wird, und ein Bach herausrauscht, 16' hoch und 9' breit ist; — die *Wind- oder Wetterlöcher*, aus denen in der größten Sommerhize ein eiskalter Wind herausbläst, weil, während außen alles warm und lebendig ist, in ihrem Innern eine erstarrende Kälte herrscht, — und endlich noch die vielen *Versteinerungen*, hauptsächlich um das Tomlißhorn, auf der Kapfenalp und dem Widderfeld.

Jetzt, seitdem gute Fuß- und Reitwege auf den Berg hinanzuführen und Gasthäuser auf ihm errichtet sind, wird der Pilatus viel besucht und ist ein großer Rival des Rigi geworden. In seine leichte Zugänglichkeit, sein Blick in die Riesen der Schnee- und Gletscherberge, näher als auf dem Rigi, seine Aussicht in die gehügelte mit Seen und Klüften bedeckte Nord- und Westfläche wie auf dem Rigi, seine Ausschau nach Südosten, die durch den Pilatus dem Rigi verdeckt ist, sowie seine eigenthümlichere Vegetation haben den Pilatus in neuester Zeit sogar zu einem sehr beliebten Berg gemacht. — Die Gasthäuser sind: das auf dem Joch, welches das Klimsenhorn (6150'), den nördlichsten Kegel des Pilatusgebirges mit dem Oberhaupt verbindet, 10 Minuten unter dem Klimsenhorn, im Herbst 1859 vollendet, und das am Abhang des Esel, wie der am meisten in die Augen fallende, nur wenig niedrigere Gipfel als das Tomlißhorn, heißt.

## Jagdreglement.

Von Luzern führt der Weg durch den Herrgottswald und das fruchtbare Berggelände Eigenthal, wo nach alten Sagen ein Schloß und ein Dorf gestanden sein sollen, bis zum Tomlißhorn in 5—6 St.; von Hergiswyl am Vierwaldstätter-See geht der Weg aufwärts durch eine der vielen tiefen Schluchten an das untere Gasthaus, von wo aus man Ausflüge nach dem Pilatus-See und dem nahen Klimenthorn macht, und dann noch vollends hinauf auf den Berg in 4 1/2 mäßigen Stunden; von Alpnach zum obern Gasthaus und zum Ziel, dessen Gipfel von schauerlichen Abgründen umgeben ist, in 4—5 Stunden u.

Die Aussicht ist großartig. Sie reicht vom Säntis über die Epigen der Glarner- und Vierwaldstätter-Alpen bis zum Finsteraarhorn, Jungfrau, Eiger u. s. w. ja man soll vom Tomlißhorn an hellen Tagen mit dem Fernrohr das Münster in Straßburg erkennen können. Auch bis zum Schwarzwald schweift der Blick. Kurz die Fernsicht ist auf dem Pilatus noch ausgedehnter als auf dem Rigi.

Im Jahr 1859 operirte auf den Höhen des Pilatus die schweizerische Gebirgs-Artillerie, was ein kühnes Manöver war, indem die Kanonen auf den Schultern hinauf zu tragen waren, doch gelang es ohne Unfall. Der Kanonendonner brüllte schrecklich in die Klüfte und Thäler hinein. Nachher vergnügte ein heiteres Mahl die Offiziere und Soldaten. K. Staiger.



Förster (zu einem zur Jagd geladenen Franzosen):  
Dunnewetter, Musjô! S'ist a Gats, vous ne dürfez pas  
schliesser madam.

## Das elektrische Licht.

Den Lesern des Wanderers ist schon von früherer Zeit her die merkwürdige Vorrichtung bekannt, welche den Klang der menschlichen Stimme auf große Strecken mit allen ihren Eigenthümlichkeiten vermittelt. So wichtig durch seine praktische Einfachheit nun auch der Fernsprecher (Telephon) sein mag, so leistet er doch, abgesehen von der Unmittelbarkeit der Vermittlung, neben dem längst bestehenden Telegraphen nichts geradezu Unerseßliches. Ja sogar wird — wie es uns scheint — der gewöhnliche Telegraph noch immer die erste Rolle spielen. Ganz anders das elektrische Licht, welches die modernen Lichtmaschinen hervorbringen, vor dem Gasflammen erbleichen und das mit dem Glanze der Sonne wetteifert!

Es ist aber ein langer Weg, den der Erfindungsgeist zurücklegen mußte, ehe dieses Ziel erreicht war.

Ungefähr zur selben Zeit, als das Gestirn des ersten Napoleon im ersten Glanze strahlte, baute in friedlicher Stille auf seiner Villa am Comersee ein italienischer Forscher Alessandro Volta jenes wundervolle elektrische Organ auf, das den Gelehrten eine neue Welt bisher unbekannter Erscheinungen eröffnete, auf die größten Entfernungen den menschlichen Gedanken mit der Geschwindigkeit des Blitzes befördern und selbst den Leidenden Linderung bringen sollte.

Dieses Werkzeug in seiner zweiten von Volta selbst erfundenen Form wollen wir näher betrachten.

Füllt man eine größere Reihe von Gläsern mit verdünnter Schwefelsäure, senkt in jedes derselben eine Kupfer- und eine Zinkplatte und verbindet jedes Zink des einen Bechers mit dem Kupfer des nächstfolgenden durch einen Kupferdraht in folgender Weise

so hat man die Haupttheile einer elektrischen Batterie oder nach ihrer ersten Form einer Volta'schen Säule.

Löthet man nun an das erste Kupfer und das letzte Zink einen Kupferdraht und verbindet die beiden freien Drahtenden und entfernt sie wieder von einander, so bemerkt man bei einer hinlänglicher Anzahl von Bechern ein kleines Funkenprühen. Verbindet man die beiden freien Drahtenden durch einen sehr dünnen Draht, so wird derselbe glühend. Als Ursache dieser Erscheinungen betrachtet man den galvanischen Strom, welcher einerseits vom ersten Kupfer zum letzten Zink, andernseits vom letzten Zink zum ersten Kupfer fließt, wenn das erste Kupfer mit dem letzten Zink durch einen Draht oder zwei in Berührung stehende Drähte verbunden ist. Strom sagen wir, weil die Wirkungen längere Zeit ununterbrochen fortbauern und die bewegende Kraft dieses Stroms der Batterie, wie einer stetig Kraft spendenden Quelle, entstammt. Der vom Kupfer herkommende Strom fließt in einem gewissen Gegensatz zum Strom, welcher vom Zink herfließt. Die Ausgleichung dieses Gegensatzes macht den galvanischen Strom aus, dem durch die Batterie immer wieder neues Material gespendet wird.

Den ganzen Bereich der hieher gehörigen Thatsachen nennt man Galvanismus. Die beiden eben erwähnten Erscheinungen, das Funkenprühen und das Glühendwerden der Drähte ist nun der Ausgangspunkt für die Darstellung des elektrischen Lichts geworden.

Als im Jahr 1813 der englische Gelehrte H. Davy 2000 solcher Becher aufstellte, die Enddrähte in Kohlenspitzen ausgehen ließ, die Kohlenspitzen einander kurze Zeit bis zur Berührung näherte und dann wieder entfernte, so entstand zwischen denselben ein prachtvoller blendender Lichtstern von 11 Centimeter Länge, von seiner Gestalt Lichtbogen genannt.

Dies war das erste elektrische Licht, welches die Welt sah. Bald zeigte es sich, daß mit 50 besser eingerichteten Bechern man einen solchen Lichtbogen auch schon erhalten konnte.

Immerhin konnte das elektrische Licht keine allgemeine Verbreitung finden. Denn, wie man sieht, haben die ersten Erfinder großen Aufwand an Mühe und Material machen müssen und selbst später mit besser eingerichteten Bechern war die Herstellung des elektrischen Lichts zeitraubend, durch die Säuredämpfe widerwärtig und endlich unzuverlässig. Aber schon hatten andere Entdeckungen den Weg gezeigt, um dasselbe Ziel zu erreichen.

Im Jahre 1820 machte Dersted in Kopenhagen die Entdeckung, daß ein galvanischer Strom eine in der Nähe z. B. oberhalb oder unterhalb befindliche Magnetnadel ablenke. Es mußte also zwischen dem Batterieform und dem Magnetismus eine gewisse Beziehung stattfinden. Der französische Physiker Ampère untersuchte die Sache näher und fand bald überraschende Thatsachen.

Für uns besonders wichtig ist folgendes:

Umwindet man ein Stück Eisen z. B. ein hufeisenförmig gestaltetes Stück weiches Eisen mit einem mit Seide umspinnenen Kupferdraht, so wird dasselbe, wenn der Draht von einem Strom durchflossen wird, stark magnetisch. Die Anziehungskraft solcher „Elektromagnete“ übertrifft die der gewöhnlichen Stahlmagnete weit. Hebt man den Strom auf, so wird bis auf einen kleinen Rest das Eisen wieder unmagnetisch.

Aber noch weiter! Wie man durch Galvanismus Magnetismus erregen kann, so ist es auch umgekehrt möglich, durch Magnetismus Galvanismus hervorzurufen. Schiebt man in eine Spule von umspinnenen Kupferdraht das Ende z. B. Nordende eines Magnetstabes, so durchläuft den Kupferdraht ein galvanischer Strom. Dasselbe geschieht auch, wenn plötzlich in dem vorher unmagnetischen Stabe Magnetismus erweckt worden wäre.

Diese scheinbar unbedeutenden Thatsachen waren von der größten Wichtigkeit.

Schon im Jahre 1830 konstruirte Pixii in Paris eine Maschine, welche den Magnetismus zur Erzeugung beträchtlicher galvanischer Ströme verwendet. Ein Stahlmagnet drehte sich mit seinen Polen den vor den Enden eines mit Kupferdraht umwickelten Hufeisens. Das weiche Eisen wurde magnetisch. Dieser plötzlich auftretende Magnetismus des Hufeisens erregte jetzt in der Spule (Induktor) d. h. den Drahtwindungen, die es umgeben, einen Strom und somit war eine Vorrichtung hergestellt, welche die lästigen galvanischen Batterien unnötig machte.

Statt den Stahlmagnet sich drehen zu lassen, dreht man besser den Induktor.

Oben schon haben wir gesagt, daß die Elektromagneten die Stahlmagneten an Wirkung weit übertreffen. Wilde in Manchester baute im Jahre 1867 eine Maschine, welche zuerst schwächere Ströme in der vorhin bezeichneten Art hervorbrachte. Diese wurden nun benützt, einen Elektromagnet stark magnetisch zu machen, welcher nun in einer Induktionsspule einen kräftigen Strom hervorbrachte. Dieser letztere Strom kann nun ebenso wieder zur Herstellung eines kräftigen Elektromagnets

verw  
einer  
rufen  
Kohl  
flam  
Mitt  
D  
Ben  
Gan  
der l  
auch  
welc  
scharf  
Bei d  
unter  
deut  
hinzu  
Konst  
S  
endlic  
Betrie  
Licht  
W  
elektri  
Kohl  
Zeit  
die K  
Werd  
zehen  
elektri  
Lampe  
stand  
W  
Batter  
derselb  
kann  
welche  
vermei  
einschl  
gen vi  
sein ve  
stäcke  
W  
Batter  
Dies i  
höfen,  
größte  
Sonne  
läßt d  
scheiner

## Aus dem Hotelleben.

verwendet werden und erst dieser letztere nun in einer weiteren Spule mächtige Ströme hervorzurufen. Solche Ströme sind im Stand ein Kohlenlicht herzustellen, gegen welches „Gasflammen braun erscheinen und das wie die Mittagsonne blendet.“

Die Herstellung von solchen Maschinen unter Benützung von Elektromagneten, welche der Gang der Maschine selbst erregte, war einer der letzten großen Fortschritte. Dahin gehören auch die späteren Konstruktionen von Gramme, welcher aus einem einfachen Arbeiter einer der scharfsinnigsten Konstrukteure geworden ist. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch nicht unterlassen auf die vorzüglichen Leistungen einer deutschen Firma, Siemens & Halske in Berlin hinzuweisen, welche eine Reihe der trefflichsten Konstruktionen aufzuweisen hat.

So wurde also im Zeitraum von 40 Jahren endlich das Mittel gefunden, um eine beliebige Betriebskraft zur Darstellung von elektrischem Licht zu verwenden.

Wir hätten nun noch einiges über die elektrischen Lampen zu sagen. Die Davy'schen Kohlenstäbchen versagen nach nicht all zu langer Zeit den Dienst; denn es handelt sich darum die Kohlen im richtigen Abstand zu erhalten. Werden die Abstände der allmählich sich verzehrenden Kohlen zu groß, so erlischt das elektrische Licht. Man hat deshalb verschiedene Lampen erfunden, welche von selbst diesen Abstand regulieren.

Wir haben ferner gesehen, daß, wenn man einen Batteriestrom durch einen dünnen Draht schließt, dann derselbe weißglühend wird. Statt des dünnen Drahtes kann man nun ein dünnes Kohlenstäbchen nehmen, welches man, um das rasche Abbrennen an der Luft zu vermeiden in lustigere Glasröhren oder Glasballons einschließt. Dieser Art war auch die in den Zeitungen viel besprochene elektrische Lampe von Edison und sein verkohltes Stückchen Karton vertrat das Kohlenstäbchen.

Bis jetzt haben wir gesehen, wie man mit einer Batterie oder Lichtmaschine eine Lampe speisen kann. Dies ist für die Beleuchtung von Fabrikräumen, Bahnhöfen, für Leuchttürme, ja selbst für Bergwerke von größter Bedeutung. Das elektrische Licht kommt dem Sonnenlicht am nächsten, es ist dem Auge angenehm, läßt die Gegenstände in ihren natürlichen Farben erscheinen, was bekanntlich bei Gas oder Lampenlicht



Gast: Ich möchte einen Schoppen Wein!

Wirth: Der Kellner wird gleich kommen!

Gast: Ah so! Sind Sie wohl nur der Hausknecht?

nicht der Fall ist, wo wir bei Beurtheilung von Farben den größten Täuschungen ausgesetzt sind. Der Werstarbeiter kann in der kühleren Sommernacht arbeiten, ohne von der Gluth der Sonne zu leiden.

Aber man will noch mehr. Man will gleichzeitig von einer Lichtmaschine aus eine Reihe von schwächeren Flammen speisen, kurz eine Art elektrische Haus- und Straßenbeleuchtung einrichten gleich unsrer jetzigen Gasbeleuchtung.

Solche Flammen hätten noch den Vortheil, durch Hitze und durch nicht athembare Gase die Luft nicht zu verderben.

Diese sogenannte Theilung des elektrischen Lichtes ist bis jetzt nur theilweise gelungen. Besonders haben sich die Fablokoff'schen Kerzen bewährt, welche Glühlicht liefern. Die Erfolge des Amerikaners Edison sind vielfach übertrieben worden und wir müssen noch weiterer abwarten. Wahrscheinlich werden Gasbe-

leuchtung und elektrisches Licht sich später in die Herrschaft theilen.

Jedenfalls werden diese elektrischen Maschinen in nicht zu ferner Zeit da, wo billige Betriebskräfte z. B. Wasserkräfte zur Verfügung stehen, einer großen Ver-

breitung entgegengehen, weil man selbst die Hoffnung hegt, den von ihnen erzeugten Strom in größere Ferne leiten und ihn dort zu beliebigen Zwecken verwenden zu können.

## Von den Weltereignissen.

Der Traum Pharaos von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen muß in den letzten Jahrzehnten abermals wieder geträumt worden sein und die Traumdeuter werden heute so wenig wie zu Pharaos Zeiten im Irrthum sein, wenn sie die gegenwärtigen andauernd schlechten Zeiten mit den mageren Kühen in Beziehung bringen. Gewiß lieber würde der Wandlerer seinen Lesern bessere Zeiten in Aussicht stellen: aber für eine solche Täuschung würde er keinen Dank ernten. Streckt euch nach der Decke, lernt entbehren, lernt sparen, eine strenge Lektion habt ihr verdient, die ihr die Schwindeljahre lustig mit verlebt; das Bußhemd hat noch Keiner ohne Nutzen für seine Seele getragen.

Hand in Hand mit unsteten, eine gesunde Entwicklung hemmenden gesellschaftlichen Verhältnissen unter der großen menschlichen Familie gingen im verfloffenen Jahre (Juli 1879 bis dahin 1880) eine Reihe schwerer Unglücksfälle, wie sie wohl selten eine so kurze Spanne Zeit aufzuweisen vermag. Wir erinnern nur an die am 16. Oktober stattgehabte Ueberschwemmung des Murzithales in Spanien, wobei über 2000 Menschen das Leben verloren, abgesehen von den Verlusten an Eigenthum und den Zerstörungen von Grund und Boden und menschlichen Behausungen. Wir erwähnen ferner die schreckliche Katastrophe vom 1. Dezember, wo im Brückenbergerschaft bei Zwickau 90 Bergleute durch schlagende Wetter getödtet wurden und vom 28. Dezember, wo bei heftigem Sturm die meilenlange Eisenbahnbrücke über die Einemündung bei Dundee Nachts in dem Moment zusammenbrach als ein langer überfüllter Schnellzug sie besuhr. Der ganze Zug stürzte in's Wasser und war mit Maus und Mann verloren. Fügen wir dem noch bei die Ueberschwemmung in der Oberlausitz, Nothstände in mehreren Gegenden Deutschlands, große Hungersnöthen in Mittelasien, den langen grausamen Krieg zwischen den Freistaaten Peru und Chile, die jetzt gottlob beendeten Schlächtereien im Zululande und in Afghanistan, so rollt sich ein trauriges Stück Geschichte vor unsern Augen auf. Doch damit ist's nicht genug. Wie hat ein Jeder gejubelt und gejauchzt als vor 10 Jahren der schöne

Traum, den wir, den schon unsere Väter geträumt, zur Wahrheit wurde; ein einiges großes deutsches Vaterland! Es war zu viel des Glückes auf einmal. So rasch und gut die Geburt verlief, so arg happert es mit dem Aufpäppeln des Jungen. Er hat noch immer mit der Verdauung zu kämpfen; kein Wunder, der Brei, der ihm gefocht wird, ist auch manchmal barnach. Stets neue Steuern, stetige Zunahme der Militärlasten, Rückwärtskonzentrierung auf allen Gebieten, wo man fortschreitende gedeihliche Entwicklung wollte, so in den Handels- und Zollangelegenheiten, in der Peilegung des unglücklichen Kulturkampfes, mit welcher keine Parteirichtung zufrieden sein kann, indem die Angelegenheit statt in einem gesellig fundirten Abschlusse, darin ihre Erledigung fand, daß die Staatsverwaltung mit unberechenbaren diskretionären Gewalten bekleidet wurde, von denen sie je nach dem Falle gewissermassen willkürlich Gebrauch machen kann. Nicht daß wir Deutsche allein die Pechvögel wären; sehen wir uns in England um, so hat der in den letzten Monaten vollzogene Uebergang der Staatsleitung aus konservativen in liberale Hände an der Lage des Inselreiches auch nichts gebessert. Unsicherheit derselben nach innen und außen ist die Lösung. Oesterreich erfreut sich ebensowenig einer dem Fortschritt allein gedeihlichen und demselben unentbehrlichen Ruhe, ebensowenig Italien. Rußland und die Türkei bieten fortwährend Erscheinungen, welche auf einen wenn auch gerade nicht akuten Zerfall dieser Staaten deuten.

In ersterem Lande gab namentlich ein Attentat auf das Staatsoberhaupt, wie es an Raffinement seines Gleichen sucht, nur allzu deutlich über den Verfall der öffentlichen Moral Aufschluß. Den 17. Februar Abends halb 7 Uhr fand im Winterpalais, der Wohnung des Saaren, eine Explosion durch Dynamit unter dem Lokal der Wachen und unter dem kaiserlichen Speisesaal zur gewöhnlichen Zeit des Dinens statt, wobei dieser Saal und das Wachlokal stark beschädigt und gegen 100 Soldaten verwundet oder getödtet wurden. Nur ein Zufall war es, daß der Kaiser und sein Gefolge sich verspätet und sich noch nicht zum Speisen versammelt hatten. Die Folge dieses verbrecherischen

Anse  
Loris  
in fo  
durch  
als a  
ist zu  
und



und sch  
versteht  
durch d  
worden  
gefallen  
Gegenf  
konfere  
aberm  
geführt  
nächste  
Eine  
leben, r  
haben g  
reich un  
zuweisen

Anschlages war die Einsetzung einer Diktatur. General Voris = Melikow überkam die Zügel der Staatsgewalt in seine Hände. Man kann ihm nachsagen, daß er durch Umsicht und Klugheit mehr zu erreichen versteht, als andere vor ihm durch rohe Gewalt. Inzwischen ist zu bedenken, daß nicht alle Krankheiten heilbar sind und schwerlich ein Arzt zu finden ist, der die Wunden

stattgefunden, das im heurigen Wanderer des Nähern berührt werden muß. Am 1. Mai erfolgte der Durchschlag des Nichtstollens im Gotthardtunnel und Millionen jauchzten diesseits und jenseits der schneebedeckten Alpenkämme dem großen Ereignisse zu. Mehr als 1100 Meter über Meereshöhe ist nun ein zwei geographische Meilen oder 14 920 Meter langer Gang



St. Gotthard-Tunnel. Begrüßung der Arbeiter beim Durchbruch des Tunnels am 1. Mai 1880.

und schlechten Säfte des Moskowitenreiches zu heilen versteht. — Die Türkei, welche schon nach dem Kriege durch den Berliner Kongreß in Behandlung genommen worden war und dabei mehrfache Amputationen sich gefallen lassen mußte, war vor wenigen Wochen abermals Gegenstand der liebevollen Fürsorge einer s. g. Konferenz der europäischen Diplomaten. Es wurden abermalige Amputationen verordnet. Wie sie durchgeführt werden, darüber berichtet der Wanderer im nächsten Jahre.

Eine gedeihlichere Entwicklung im innern Staatsleben, namentlich in Bezug auf Handel und Gewerbe haben glücklicherweise die Freistaaten Schweiz, Frankreich und die vereinigten Staaten Nordamerikas aufzuweisen. In ersterer hat dieses Jahr ein Ereigniß

gebaut, der unterirdisch Norden und Süden Europas verbindet. Kein bisheriger Tunnel hat diese Länge erreicht; der längste derselben, der Mont-Genis-Tunnel mißt nur 12 233 Meter. Im September 1872 wurden die Arbeiten von beiden Enden (Göschenen und Airolo) aus begonnen und nur durch die Energie des Unternehmers, der inzwischen im Tunnel selbst bei den Arbeiten den Tod gefunden, jetzt nahezu vollendet. — Louis Favre starb am 19. Juli 2000 Meter vom nördlichen Eingang; er hat sich ein Denkmal gesetzt, das dauernder ist als Stein und Erz und seinen Namen auf die späteste Nachwelt bringen wird; denn er hat sein Monument gestellt mitten in das Getriebe des modernen Völkerverkehrs, an den Schwerpunkt einer völkerverbindenden Kulturanlage und wenn die Namen

Anderer, die jetzt die Welt erfüllen, vielleicht vergessen sind, so wird man noch des Zimmermannsohnes aus Chêne gedenken, der den Gotthard bezwungen, und wollte ein kurzschichtiges Geschlecht seiner je vergessen: der schrille Pfiff, welcher das Einbiegen des Dampfzuges in den Tunnel bezeichnet, wird jeden Reisenden zur Dankbarkeit gegen Favre gemahnen. Möge die erfolgte Durchstechung des Gotthard ein fester Knoten im Bande der internationalen Einigung von Europas Völkern bilden; diese Einigung bedeutet wenigstens für die Zukunft: Freiheit und Friede!

Zum Schluß gedenken wir wie alljährlich noch einiger durch Lebensstellung oder größere Leistungen bedeutender Menschen, die während der letzten 12 Monate von hinnen geschieden, vor Allen des Gotthardunternehmers L. Favre, dann des Bischofs Dr. Martin von Baderborn, der Staatsmänner pr. Justizminister Dr. Leonhard, Jules Favre, Cremieux, Heinrich von Gagern, des Malers Lessing und der Kaiserin von Rußland. Sie ruhen in Frieden!

### Die internationale Fischereiausstellung zu Berlin im Jahre 1880.

Unter den verschiedenen Zweigen wirtschaftlicher Thätigkeit, ist die Hebung der Schätze des Meeres und der Binnengewässer eines der Gebiete, welches durch die Verkehrserleichterungen der letzten Jahrzehnte in besonderem Maße belebt und gefördert worden ist. Der Versandt der Produkte des Meeres kann heutzutage vermöge der Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Eisenbahnbeförderung ohne Gefahr des Verderbens nach allen größeren Orten des Binnenlandes geführt werden. Außerdem hat ein ganz neuerer Zweig der Fischereikultur — die künstliche Fischzucht — sich zu schwunghaftem Betriebe herangebildet. Milliarden befruchteter Fisch Eier und junger Fischbrut werden von den Brutanstalten überallhin befördert, um den zurückgegangenen Bestand der See'n und Flüsse zu heben und neue Arten von Fischen in ferne Gewässer zu verpflanzen. —

Um ein Bild von dem gegenwärtigen Stand des Fischereibetriebs zu geben, wurde in Berlin diese Ausstellung veranstaltet. Von allen Seiten, aus Oesterreich-Ungarn, Dänemark, Schweden, Norwegen, Niederland, Belgien, Frankreich, Großbritannien, Italien, der Schweiz und Rußland, aus Nord- und Südamerika, ja selbst von den fernen Küsten Japans, Chinas und

Indiens sind die Vertreter des Fischerei-Gewerbes in reicher Anzahl herbeigeekilt, um ein Bild ihrer Thätigkeit zu geben, wie es an Bedeutung und Glanz alle Erwartung übertroffen hat. Die Ausstellungsgegenstände sind in neun Klassen getheilt: 1. Wassertiere; Fische aller Arten und Zonen, lebend, frisch geschlachtet, ausgestopft oder in Präparaten, konservirte Fische in gesalzenem, getrocknetem, geräuchertem Zustand, ebenso Korallen, Schwämme, Muscheln, Schnecken, Krebse, Schildkröten, Wasservögel, Robben und Wale; 2. Fischereigeräthe und Maschinen zur Behandlung der Rohstoffe; 3. Apparate zur künstlichen Fischzucht nebst Darstellung der Entwicklungsstufen künstlich erzeugener Fische; 4. Einrichtungen zur Verpackung und Versendung der Fische; 5. ebenso zur Bearbeitung und zur Konservirung der Fischereierzeugnisse; 6. Modelle von Fischerhäusern; 7.—9. wissenschaftliche Belege über Natur, Zucht, Fang, Verbreitung der Fische und über den Fischereibetrieb. In vielen Punkten läßt sich eine Ueberlegenheit des Auslandes über Deutschland nicht verkennen und ist diese auch durch die Lage Deutschlands als Binnenstaat gegenüber Ländern, die von mehreren oder gar von allen Seiten vom Meer umspült sind, leicht erklärlich. Aber in einem Hauptgebiet, dem der künstlichen Fischzucht nimmt Deutschland den ersten Rang ein. Sie datirt aus neuester Zeit und steht seit zirka 10 Jahren in Blüthe. Mustergiltig ist die kaiserliche Fischzuchtanstalt in Hünningen. Im Ganzen zählt Deutschland etwa 150 solcher Anstalten, worunter diejenigen des Bürgermeister Schuster in Freiburg wohl einen sehr hohen Rang einnehmen. — Die Zahl der Aussteller beträgt 1164, darunter 543 Deutsche, 147 Norweger, 101 Dänen, 89 Schweden, 72 Niederländer, 60 aus Italien, 52 aus Großbritannien, 52 aus Rußland, 16 aus der Schweiz u. s. f. Die Anzahl der ausgestellten Gegenstände beträgt über 100 000.

Wünschen wir, daß die Anregung, welche die Ausstellung nach so vielen Seiten hin gibt, nicht nur die Ausübung der Fischerei vervollkomme, sondern auch das Interesse anderer Berufskreise auf deren Unterstützung die Fischerei angewiesen ist, immer mehr wecke.

### Auflösung der Räthsel.

1. Drei flogen hintereinander.
2. Napoleon I., denn er hatte eine Niederlage von Moskau bis Paris.

### Ergebniß der Gewinnziehung von 1880.

Es erhielten: Nr. 26 117 den ersten Gewinn mit 50 Mark, Nr. 16 903 den zweiten und Nr. 32 219 den dritten Gewinn mit je 30 Mark, Nr. 20 596 den vierten und Nr. 47 634 den fünften Gewinn mit je 25 Mark, Nr. 31 254 den sechsten und Nr. 25 146 den siebenten Gewinn mit je 20 Mark.